GLAUBE & POLITIK & JUDENTUM

INFO 25

Februar 2022

SPV

Sächsischer Pfarrverein e.V.

vrk
Versicherer im Raum der Kirchen

Versicherungsschutz und Vorsorge für Pfarrerinnen und Pfarrer sowie Kirchenbeamtinnen/beamte – zu 100% ethisch-nachhaltig.

VRK Organisationsdirektion
Volkmar Fischer
Auguststr. 80 · 10117 Berlin
Telefon 030 41474840
volkmar.fischer@vrk.de · vrk.de

Jetzt informieren!
vrk.de/pfarrer-kirchenbeamte

INHALT

4 Geleitwort
6-11 Bericht des Vorsitzenden des Sächsischen Pfarrvereins
12-13 Aus der Arbeit der Solidarkasse
14-15 Bischofsgespräch via Zoom-Konferenz
16-21 THEMA 1
Das Jüdische Lehrhaus „Beth Etz Chaim“ in Leipzig
Gespräch mit Rabbinerin Esther Jonas-Märtin
22-31 THEMA 2
Aufgaben der Evangelisch-Lutherische Kirche Sachsens im Landtag
Gespräch mit OKR Christoph Seele, Beauftragter der evangelischen Landeskirchen beim Freistaat
32-35 Aktuelles aus der Forschungsstelle „Kirchliche Praxis in der DDR. Kirche sein in Diktatur und Minderheit“
36-43 Reinhard Junghans: „Die Lutherbibel 2017 als Sprachmuseum“
44-57 Fulbert Steffensky: „Pastorale Existenz in säkularen Zeiten“
58-59 Ausflugstipp für Gemeindegruppen: Bibelland und Bibelgarten in Oberlichtenau bei Dresden
60-61 Informationen vom Versicherer im Raum der Kirchen (VRK)
62-65 Serie – Pfarrer im Ruhestand
66 Lesenswert: Heidi Josua
„Mein neues Leben – Christus begegnet Muslimen – Erfahrungsberichte“
67 Monika Renz
„Ich träume von einer Kirche der Hoffnung“
68 Jan Hermelink, David Plüss (Hrsg.)
„Predigende Bilder“ – Was die Homiletik von Kunstwerken lernen kann.
69 Manfred Gerland
„Aufatmen“ – Die Spiritualität in der Natur entdecken
70+73 Konrad Creutz – Gedichte
71 Studienbeihilfe
72 Pfarrertag Leipzig, Termine und Eindrücke von der Klausurtagung
76-78 Leistungskatalog / Formular Mitgliedschaft

GeleitWort

Liebe Schwestern und Brüder im Amt,
in der Ausbildung und im Ruhestand,

das neue Jahr ist jetzt zwei Monate alt, der Dienst in den Gemeinden und anderen Arbeitsbereichen kirchlichen Lebens findet auch unter Corona-Bedingungen seinen Fortgang und wir haben Übung darin, unter veränderten Umständen den uns anvertrauten Menschen tröstender, unterstützender und auf unterschiedliche Weise begleitender Beistand zu sein. Möge es uns gelingen, dafür den Himmel ein Stück weit offen zu halten, damit Gottes Segen für die Welt spürbar bleiben kann!

Das neue SPV-Info lädt Sie ein, die aktuellen Aufgaben und Entwicklungen des Sächsischen Pfarrvereins im Vorstandsbericht mitzuverfolgen. Über die Arbeit der Solidarkasse unter Corona-Bedingungen informiert Sie der neue Geschäftsführer Sup.i.R. Martin Henker. Er bittet herzlich die Pfarrer*innen, welche noch nicht Mitglied der Solidarkasse sind, um aktive Unterstützung, damit die Solidarkasse auch weiterhin für unsere Partnerkirchen das Gesicht der Sächsischen Landeskirche sein kann! Die Jahreslosung 2022 gilt für diese Arbeit in besonderer Weise: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht abweisen.“ Joh 6,37

Rabbinerin Esther Jonas-Märtin gibt uns einen Einblick in ihren Leipziger Arbeits- und Forschungsbereich. OKR Christoph Seele berichtet von seiner Arbeit im Evangelischen Büro beim Freistaat Sachsen und gibt uns einen Einblick, welche Spannungs- und Berührungspunkte die kirchlichen und politischen Handlungsfelder haben.
Den meisten Pfarrer*innen ist der Theologe Fulbert Steffensky ein Begriff. Seine Bücher, Vorträge auf Kirchentagen und Predigten prägen bis heute viele Generationen von Theolog*innen. Im Heft ist einer seiner Vorträge zur „Pastoralen Existenz in säkularen Zeiten“ nachzulesen. Reinhard Junghans gibt in seinem Beitrag kritische Denkanstöße zur Lutherbibel 2017.
Die Rubrik „Lesenswert“ habe ich in diesem Jahr um zwei Buchtitel erweitert. Die Bücher eigenen sich zur persönlichen Lektüre in Begleitung des Praxisalltags ebenso, wie für engagierte Gemeindeglieder.

Ich wünsche Ihnen viel Freude bei der Lektüre! Bleiben Sie behütet!

Gabriele Scheunicht

Vorstandsbericht 2021

auf der Mitgliederversammlung des Sächsischen Pfarrvereins am 8. November 2021 im Klosterhof St. Afra Meißen.

Zu Beginn meiner Dienstzeit als Pfarrer bekam ich Besuch. Von einem älteren Kollegen aus unserer damaligen Ephorie Dippoldiswalde; ein paar Dörfer von meinem entfernt. Christian Köhler aus Johnsbach im Müglitztal. Er fragte nach, wie es mir so gehe, erkundigte sich, wie ich so zurecht käme. Es war ein sehr warmherziges und angenehmes Gespräch. Christian Köhler war damals der Vorsitzende der Pfarrervertretung. Natürlich warb er um meine Mitgliedschaft. Erfolgreich. Und er erzählte mir überschwänglich von der Arbeit in seiner Gemeinde. Etwas über 423 Gemeindeglieder gehörten zu seinem Seelsorgebereich; vorwiegend Bauern und Handwerker, die er oft in den Werkstätten besuchte oder auf die Felder hinaus begleitete. In den 25 Jahren seines Dienstes dort hätte er inzwischen 179 Verstorbene beerdigt. Kurze Zeit später ging Christian Köhler im Alter von 60 Jahren in den Vorruhestand, weil die Landeskirche die älteren Pfarrer darum gebeten hatte – um jüngeren Kollegen unter den Nachwendestrukturen Platz zu machen. Nur wenige Zeit später verstarb er jedoch relativ früh.

Ich erzähle über Christian Köhler aus zwei Gründen: Erstens habe ich ihn als einen meiner Vorgänger in diesem Amt hochachtungsvoll verehrt und bewundert. Zweitens jedoch sprechen die genannten Zahlen für sich: ein Kirchturm mit zwei oder drei Filialdörfern, reichlich 400 Gemeindeglieder, deutlich unter 200 Trauerfeiern in 25 Jahren. Und das Ganze ist keine 25 Jahre her. Das evangelische Pfarrerbild und die damit verbundenen Aufgaben haben sich in nicht einmal einer Pfarrergeneration so grundlegend verändert wie niemals zuvor. Ich betone das anerkennend für alle Kolleginnen und Kollegen, die irgendwie versuchen, in ihrem Alltag damit klarzukommen. Und ich sage das auch bewusst entschuldigend für all jene Defiziterfahrungen, mit denen wir täglich konfrontiert werden. Es ist meistens kaum alles zu schaffen, was anliegt. Etliches bleibt sogar unerledigt. Und zu so Manchem, was wir gern gestalten würden, kommen wir gar nicht erst. Was bleibt, ist oft genug das Gefühl, nicht zu genügen, nicht um den Ring zu kommen, Ansprüchen nicht gerecht zu werden. Sowohl eigenen Ansprüchen, als auch – was meist noch mehr schmerzt – denen anderer, die gelegentlich noch als Anforderungen vorgebracht werden.

Es geht mir hierbei in erster Linie nicht ums Beklagen, sondern ums Trösten. Es geht mir um den Zuspruch an Euch alle in Eurem Dienst. Zuspruch, den ich euch geben kann. Zuspruch, den wir von unseren Mitmenschen brauchen genauso wie von unserer Dienstherrin, der Landeskirche. Zuspruch, um uns aufzubauen für all die wunderbaren Dinge in unserer Arbeit, die zu tun sind und die wir gern täten. Zuspruch auch gerade in diesen so unruhigen Zeiten mit all ihren Umformierungen. Reform ist etwas Anderes, wäre das Zurückführen auf eine bewährte Form. Aber momentan formen wir wohl eher um, mit viel Kräfteverschleiß. Zuspruch bedeutet für mich hier vor allem Dank. Danke an euch alle! Danke vom Pfarrverein, vom Vorstand, von der Pfarrervertretung.

Der Vorstand des Pfarrvereins und damit die Pfarrervertretung sind seit Beginn dieses Jahres neu aufgestellt, nicht nur personell, sondern auch strukturell. Wurden die Vorstände bisher in einem mehrstufigen Verfahren über Konvente und Vertrauensleute gewählt, so erfolgt diese Wahl nun direkt in jeder Ephorie. Es gibt auch keine Vertreter*innen für bestimmte Gruppierungen mehr, sondern aus dem Vorstand heraus Beauftragte für einzelne Sachgebiete. Schritt für Schritt finden wir uns zusammen, entwickeln unseren Arbeitsstil. Durch die anfänglichen Sitzungen nur per ZOOM am Bildschirm fehlten natürlich die so wichtigen persönlichen Kontaktaufnahmen und Nebengespräche. Aber langsam entfaltet sich das alles. Und zumindest hat unsere Homepage ein neues Aussehen bekommen, ist viel übersichtlicher geworden. Die verschiedenen E-Mail-Adressen haben wir reduziert und zusammengefasst. Inhalte fügen wir so nach und nach ein.

Gleich zu Beginn der neuen Legislatur wurde unser stellvertretender Vorsitzender Tilo Kirchhoff in die Kirchenleitung gewählt. So sehr wir ihm hierzu gratulieren, mussten wir ihn dennoch deshalb von seiner Vorstandstätigkeit entbinden lassen. Eine Neubesetzung seiner Stelle im Vorstand steht noch aus. Aber als neuen stellvertretenden Vorsitzenden konnten wir Christian Schubert gewinnen.

Das erste Gespräch mit unserem neuen Landesbischof, Ende November 2020, war ein guter Start. Tobias Bilz saß uns sehr offen, interessiert und gesprächsbereit gegenüber. Ebenso verliefen die Gespräche mit dem relativ neuen Präsidenten Hans-Peter Vollbach und der Personaldezernentin Margrit Klatte in einer entspannten und zugewandten Atmosphäre. Dies lässt mich alles sehr auf eine konstruktive gemeinsame Arbeit in unserer Landeskirche hoffen.

Ein Thema hierbei war natürlich immer die Arbeitsbelastung. Aus meiner Sicht rührt hier viel aus unserer Arbeit ohne jegliche Reserven her. Alles ist „auf Kante genäht“, geht gerade noch so auf – wenn wirklich alle Stellen besetzt sein sollten. Sind sie aber nicht. Alle haben wir zu kämpfen mit Vertretungen durch Vakanzen, Elternzeiten, Krankheiten. Und das quer durch alle Berufsfelder. Weil wir ja aber wollen, dass „der Laden läuft“, laugen wir uns aus. Persönlich ebenso wie als Kirche insgesamt. Das kann auf Dauer nicht gut gehen. Immer öfter hören wir daher auch von Erschöpfung bis hin zum Burnout. Völlig normale Meinungsverschiedenheiten zwischen Mitarbeitenden oder mit Kirchvorständen bringen so keinen Fortschritt, sondern eher das

Fass zum Überlaufen. Patentrezepte dagegen habe ich auch nicht, aber das ist weder meine noch unsere Aufgabe als Verein und Vertretung. Jedoch sollten wir dringend überlegen, was wir alles leisten können, uns noch leisten können. Die Welt um uns ändert sich rasant – wir aber agieren noch mit einem Bild aus vergangenen Zeiten – von Volkskirche und Vollversorgung. Mit immer weniger Personal. Und wie gesagt: ohne jeglichen Reserven.

Großes Thema noch aus der letzten Legislatur war die Frage nach der Pfarramtsleitung und deren Vergütung. Dass da plötzlich Briefe verschickt wurden mit faktischen Gehaltskürzungen war dann auch der Landeskirche fatal und peinlich. Da jedoch die finanziellen Kapazitäten ausgeschöpft sind, musste eine neue Lösung her. Es war ein zähes Ringen. Viele Modelle wurden entworfen und durchgerechnet. Keines allerdings ging am Ende ohne irgendwelche Ungerechtigkeiten auf. So ist ein Kompromiss entstanden, aus meiner Sicht ein tragbarer. Alle Pfarramtsleiter*innen bekommen eine Zulage. Für viele deutlich unter der bisherigen Zulage nach A14. Und auch nicht ruhegehaltsfähig. Aber dafür eben alle. Und wir hoffen, dass dies auch für Vertreter in Vakanzsituationen zutrifft. Auch innerhalb einer wie auch immer gearteten Gemeindeverbindung.

An dieser Stelle ist uns aufgefallen, dass wir eigentlich gar nicht genau wissen, für welche Pfarrstelle es welche Eingruppierung gibt. Bei den Pfarramtsleiterstellen scheint dies nun klar zu sein. Aber wie ist das mit landeskirchlichen Stellen, Jugendpfarrer*innen, Krankenhaus- und Gefängnisseelsorger*innen usw.? Superintendent*innen, Kirchen- und Oberlandeskirchenräten? Sicher steht das irgendwo in irgendwelchen Gesetzen. Aber nicht z.B. in den im Amtsblatt veröffentlichten Tabellen. Dort steht nur „A13 … A16“. Auf welcher Stelle gibt es aber welche Vergütung? Dabei geht es nicht um Personen, sondern um die Stellen an sich. Wenn so viel über die Pfarrergehälter geredet wird, wäre es im Sinne von Transparenz und Vertrauen auch gut, jenes offenzulegen. Für den Vereinsvorsitz und die Pfarrervertretung gibt es übrigens keinerlei Zulage. Andere Landeskirchen handhaben das anders; je nach Anzahl der zu vertretenden Pfarrer*innen bis hin zu vollen Stellen allein für diese Arbeit. Mit A15 oder …

Manche erinnern sich vielleicht noch an die Umfrage zum Berufsbild der Pfarrer*innen in Sachsen. Die Auswertung fiel in den Vorstandswechsel mit hinein und ist uns bisher nicht ganz schlüssig. Damit werden wir uns in diesen Tagen noch intensiv beschäftigen.

Viel Ärgernis ist im letzten Jahr auch durch Neuberechnungen der Dienstwohnungsvergütung entstanden. Etliche Kolleg*innen sollten über Monate hinweg Nachzahlungen in Kauf nehmen. Ein Verfahren, was bei Mietwohnungen undenkbar wäre. Aber bei Dienstwohnungen ist dies wohl sogar juristisch korrekt. Dass so ein Verfahren aber eher Verdruss als Vertrauen zum Arbeitgeber aufbaut, konnten wir sehr deutlich machen, sodass diese Regelung jetzt geändert wird: Rückwirkende Erhebungen soll es nicht mehr geben. Leider bekommen all jene, die bereits nachgezahlt haben und nicht in Widerspruch gegangen sind, kein Geld zurück. Das halten wir ebenfalls für unglücklich, denn es könnte den Eindruck erwecken, immer lieber erst mal in einen Widerspruch gehen zu sollen. Das kann so auch nicht gewollt sein.

Ein immerwährendes Thema der Landeskirche und des Vereins ist die Nachwuchsfrage, denn überall erleben wir Lücken. Wie gewinnen wir also Theologiestudierende – und wie werden aus jenen auch Vikare und dann tatsächlich Pfarrer? Unser jüngstes Vorstandsmitglied Justus Geilhufe hat sich dieser Aufgabe angenommen, und so haben wir im Sommer zu dritt den Vikarskurs im Seelsorgeinstitut Leipzig besucht. Erstaunlich schnell entspann sich eine vertrauensvolle Gesprächsatmosphäre. Die Vikar*innen berichteten von Ihren Ängsten, Sorgen und Nöten gerade trotz allem Enthusiasmus, ins Pfarramt zu gehen. Deutlich zu hören waren auch angeblich gut gemeinte Warnungen, was im Pfarramt einmal alles auf sie einstürmen würde, welchen furchterregenden Situationen sie standzuhalten hätten. Wie auch immer solche Erzählungen zustande gekommen sind – sind sie weder hilfreich noch realitätsnah. Ich denke, dass wir sehr motivierend eingreifen konnten, ohne dabei Schönfärberei zu betreiben. Und ich hoffe, dass die eine oder der andere sich überzeugen ließ, den Dienst in Sachsen aufzunehmen. Denn die anderen Landeskirchen stehen ja auch noch mit offenen Armen da – und heißen so manche Dienstanfänger aus sächsischen Ausbildungsstätten willkommen. Dass unsere Landeskirche sich in den letzten Jahren und Jahrzehnten an manchen Stellen erfolgreich als weder flexibel

noch fortschrittlich in der Öffentlichkeit präsentiert hat, macht die Lage nicht besser. Ich bewundere einige Verantwortliche in der Leitung unserer Landeskirche, die sich mutig diesem Trend entgegenstellen. Aber wir erleben auch, wie guter Wille und großartige Visionen scheitern an der Angst weniger Leute vor Veränderung, die auch noch wortgewaltig „begründet“ wird. Außerhalb Sachsens jedenfalls wird man häufig gefragt, was denn bei uns los sei. Und dann fühlt man sich ständig genötigt, manches zu verteidigen, was einem eigentlich selber peinlich ist.

Dieses „Außerhalb“ ist z.B. die Arbeit im Verband der Pfarrvereine Deutschlands. Ein Thema war dort eine neue Regelung für die Aufarbeitung sexueller Übergriffe. Einig sind wir uns auf allen Seiten, dass dies notwendig und überfällig ist. Aber bei der Frage der Einsicht in Personalakten sind wir als Pfarrvereine doch vorsichtiger als die Juristen. Gerade aus Ostdeutschland haben wir die Erfahrung eingebracht, wie schwierig eine Interpretation von Einträgen sein kann. Längst nicht alles ist objektiv, was in mancher Personalakte steht. Aufarbeitung – ja, unbedingt. Das sind wir den Opfern schuldig. Auch mit Blick in die Zukunft als Prävention. Jedoch müssen wir auch darauf achten, dass niemand zum Opfer falscher Anschuldigungen wird. Solche Angelegenheiten müssen konsequent, aber mit mehr Sorgfalt behandelt werden.

Nächstes großes gesamtdeutsches Thema ist natürlich der „Deutsche Pfarrerinnen- und Pfarrertag“ in Leipzig vom 26. bis 28. September kommenden Jahres. Eigentlich sollten jene Tage bereits im vergangenen Jahr abgehalten werden. Aber Corona... Andererseits hat Corona das 2020er Motto dieses Pfarrertages umso aktueller werden lassen: „Ende der Sicherheit“ werden wir also 2022 unter ganz neuen Aspekten bedenken. Thomas de Maizière wird den Hauptvortrag halten. Da die Universitätskirche bereits belegt ist, werden wir in der Katholischen Propstei St. Trinitatis gegenüber des Neuen Rathauses zu Gast sein – was gleichzeitig die ostdeutsche Perspektive einbringt: Konfessionelle Befindlichkeiten können wir uns nicht leisten. Ende der Sicherheit. Den Eröffnungsgottesdienst wird unser Bischof Tobias Bilz halten. Auch die sächsische Staatsregierung hat ihre Anwesenheit zugesagt. Und noch eine Sicherheit ist geblieben: Die Landeskirche hat von vornherein und ganz selbstverständlich die Beibehaltung ihrer finanziellen Unterstützung zugesagt.

Ein Thema habe ich fast außen vorgelassen: Corona. Einerseits können wir es oft kaum noch erhören – plagen wir uns doch ständig mit Umplanungen und Mehrgleisigkeit in Vorbereitungen aller Art. Während ich diese Zeilen verfasse, ist gerade eine neue Schutzverordnung in Arbeit, welche während unserer Zusammenkunft in Meißen dann in Kraft treten wird. Und wahrscheinlich werden wir Martinstage wieder absagen und Christvespern erneut von vorn planen müssen. Andererseits haben wir uns doch ein Stück an diese Unbeständigkeit gewöhnt. Zwar nervt sie – wirft uns aber nicht mehr um. Gott hat uns Kraft gegeben, auch in diese Situation hineinzuwachsen und sogar gestärkt mit ihr umzugehen. Merken wir dies eigentlich noch – oder erwarten wir das von Gott bereits als selbstverständlich oder gar uns zustehend? Ja, eine Jahrestagung wie gewohnt ist derzeit leider nicht möglich. Aber dafür nutzen wir als Vorstand diese Tage zu einer Klausurtagung. Trotz aller Trauer – ich bin dankbar dafür.

Damit kommen wir zum Schluss noch einmal auf unseren Verband selbst. Derzeit haben wir 551 Mitglieder. Im Berichtszeitraum gab es zwar drei Austritte, aber auch sechs Eintritte. Neun Kollegen sind aus ihrem Leben abgerufen worden, derer wir hier wie üblich noch einmal gedenken:

Joachim Heinig aus Geithain, Heinz Kunze aus Dresden, Fritjof Bürgel aus Steinberg, Elisabeth Rupp aus Leipzig, Gerhard Schiel aus Meißen, Peter Mütze aus meiner eigenen Gemeinde in Dresden-Neustadt, Andreas Blumenstein aus Bautzen, Johannes Kühnert aus Plauen sowie Joachim Kießling aus Radebeul.

Wir sind ihnen dankbar für ihren Dienst befehlen ihren Geist in Gottes Hände gemäß Psalm 31: Du hast sie erlöst, Herr, du treuer Gott.

Bleibt mir zum Schluss der Dank: zuerst noch einmal an meinen Vorgänger Matthias Große sowohl für seine Arbeit als auch die gute Übergabe. Darüber hinaus aber gilt mein Dank all jenen Mitstreitenden im Vorstand, die sich mit Zeit und Ideen immer wieder einbringen und so unsere Arbeit als Gemeinschaftswerk gelingen lassen. Es ist schön, so miteinander arbeiten zu dürfen.

DANKE!

Ich bin Seelsorger und habe Gott
schon oft gedankt dafür,
dass er Krankheiten geschaffen hat,
durch welche der Mensch heimgesucht
und von Irrwegen abgeleitet wird.

Sebastian Kneipp

Häufig genug kommt es vor,
dass körperlich Kranke
noch viel kränker sind an der Seele.

Sebastian Kneipp

Bericht zur Arbeit der Solidarkasse 2021

Martin Henker
Superintendent i. R.

Im Dezember 2020 erreichte mich die dringende Anfrage, die Geschäftsführung der Solidarkasse zu übernehmen. Es begannen Gespräche, zunächst zwischen Wolfgang Müller und mir, dann gemeinsam mit dem Vorsitzenden, Pf. Dr. Mahling und schließlich mit dem ganzen Vorstand. Im April erfolgte die Eintragung des Wechsels in der Geschäftsführung ins Vereinsregister und der „Umzug“ des Vereinssitzes samt aller Unterlagen nach Dresden.

Einen „Vorteil“ hatte die Corona-Pandemie für meine neue Aufgabe trotz aller Einschränkungen und Begrenzungen: Der Lock-down des Winters und Frühjahrs ermöglichte mir, mich nach und nach in die Arbeit der Solidarkasse hineinzufinden. Wolfgang Müller und dem Vorstand danke ich für alle Geduld angesichts meiner häufigen Nachfragen. Ich hätte nicht gedacht, wie vielfältig die Kontakte und umfänglich die Aufgaben in der Geschäftsführung sind.

Was ist nun im zu Ende gehenden Jahr 2021 an Unterstützung der Pfarrerinnen, Pfarrer, Mitarbeitenden und deren Familien in unseren Partnerkirchen konkret gelaufen?

Zunächst beschloss der Vorstand schon im Februar 2021 auch in diesem Jahr keine Einladungen zum Urlaub auszusprechen. Es war einfach zu ungewiss, wer, unter welchen Bedingungen, aus welcher Partnerkirche im Sommer eine Urlaubsreise nach Deutschland antreten kann. Zu diesem frühen Zeitpunkt im Jahr war es noch möglich, die Quartierbuchungen zu stornieren. Die Vermieter hatten Verständnis für diesen Schritt, auch wenn sie verständlicherweise nicht erfreut waren.

Gleichzeitig beschloss der Vorstand, auch 2021 wieder jeder Partnerkirche für die Unterstützung einzelner Personen in besonderen Notlagen Mittel in Höhe von 10.000 € zur Verfügung zu stellen. Diese Summe entspricht ungefähr dem jährlichen Spendenaufkommen. Im März erfolgte die Information der Kirchen dazu und bald gingen die ersten konkreten Bitten um Unterstützung ein. Was in den knappen Notizen zu den jeweiligen Notsituationen erkennbar wurde, hat mir die große Bedeutung der Solidarkasse deutlich vor Augen gestellt. Oft wurde Unterstützung in Krankheitssituationen erbeten, weil Rechnungen für ärztliche Behandlungen oder Medikamente nicht bezahlt werden konnten. In einer Situation konnte mit der Unterstützung der Solidarkasse das Diabetesmedikament für die Fortsetzung der Behandlung bezahlt werden. Mehrfach war durch die Pandemie ein Teil, und manchmal der größere Teil des Einkommens weggefallen, weil viele Mitarbeitende in den Gemeinden nur Teilanstellungen haben und die andere Berufstätigkeit während der Pandemie nicht ausgeübt werden konnte. „Kurzarbeitergeld“ ist kein flächendeckender Sozialstandard in der EU. Einige Gemeinden konnten den Lohn für ihre Mitarbeitenden während der Pandemie nicht mehr aufbringen, weil die Spenden der Gemeindeglieder sich drastisch verringert hatten. Und Fahrzeuge, die für die Ausübung des Dienstes in räumlich großen Diasporagemeinden unerlässlich sind, gingen eben auch einfach kaputt. In einigen Kirchen wurde eine Anregung unsererseits aufgegriffen und Familien ein Zuschuss zu einem sonst nicht finanzierbaren Urlaub im eigenen Land weitergegeben.

Im Sommer ergab sich ein Kontakt zum Verband Lutherischer Theologinnen Lettlands, der einen Sozialfonds für Mitglieder in Lettland unterhält. Damit eröffnete sich eine neue Möglichkeit, auch Theologinnen zu unterstützen. Seit der Aussetzung der Frauenordination in der Ev.-Luth. Kirche Lettlands gelingt diese Unterstützung immer wieder nur auf besondere Nachfrage unsererseits bei der lettischen Kirchenleitung. Der Vorstand beschloss, über den Verband lettische Theologinnen in besonderen Notsituationen zu unterstützen. Dafür wurden in diesem Jahr 1.000 € zusätzlich zur Verfügung gestellt. Seitens des Verbandes wurde diese Nachricht mit großer Freude aufgenommen und informiert, dass geplant sei, mit dem Geld drei Theologinnen den Abschluss einer Krankenversicherung für ein Jahr zu finanzieren. Das ist in unseren Verhältnissen kaum vorstellbar: In einer Pandemie ohne Krankenversicherung zu leben bzw. besser: leben zu müssen.

Schließlich galt es in diesem Jahr bereits in die Zukunft zu denken und zu planen. Die Urlaubsquartiere für 2022 sind wieder gebucht. Wir hoffen, wieder 18 Familien zum Urlaub einladen zu können. Außerdem musste in Nachfolge der früheren Ökumenischen Kurgemeinschaft ein neues Konzept entwickelt werden. Dies wurde mit dem Vorstand intensiv diskutiert und der Mitgliederversammlung im Juni vorgestellt. Wir planen, 2022 zu einer Ökumenischen Urlaubsgemeinschaft einzuladen, in der eine Balance zwischen Begegnung und Erholung gelingt. Es sollen auch künftig 12 von Partnerkirchen entsandte Pfarrerinnen/Pfarrer oder Mitarbeitende mit Partnerin oder Partner eingeladen werden.

Mir ist durch die vielfältigen Emailkontakte und einige Telefonate im Zusammenhang mit der Verteilung des Nothilfefonds eindrücklich deutlich geworden: Die Solidarkasse ist für viele Schwestern und Brüder in den Partnerkirchen das Gesicht der sächsischen Landeskirche. Ein herzlicher Dank allen, die mit ihren Spenden dies ermöglichen! Damit auch in Zukunft diese Unterstützung fortgesetzt werden kann, sind wir auch weiterhin auf Spenden angewiesen. Es wäre schön, wenn sich noch die eine oder der andere entschließen würden, die Arbeit der Solidarkasse zu unterstützen.

Superintendent i. R. Martin Henker
Geschäftsführer der Solidarkasse des SPV

Solidarkasse
des sächsischen Pfarrvereins e.V.

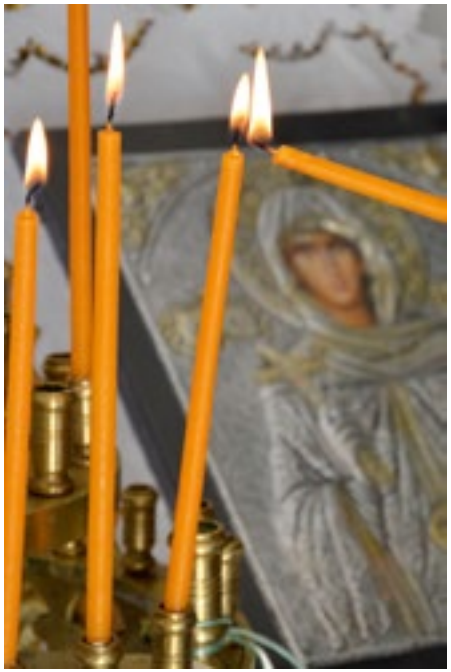
Gespräch der Pfarrvertretung

mit Landesbischof Tobias Bilz – via Zoom – Konferenz

In guter Tradition traf sich Ende November der Vorstand der Pfarrvertretung mit Landesbischof Tobias Bilz in einer Zoom-Konferenz.
Die Sitzung beginnt mit einer kurzen Auslegung der Tageslosung:
„Der das Ohr gepflanzt hat, sollte der nicht hören? Der das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen?“ Ps 94,9
Mit einem ausführlichen geistlichen Gedankenaustausch zu theologischen Themen, die dem Landesbischof wichtig und wegweisend bei seinen Gemeindebesuchen und der theologischen Arbeit sind, beginnt das Gespräch.
Was bedeutet Nachfolge in der kommenden Zeit mit den Erfahrungen durch Corona? Lasst uns nach vorne sehen! Die Gemeinden brauchen Ermutigung, nicht noch mehr Anweisungen und Regelungen. Landesbischof Bilz bewegt gerne etwas, mehr noch als er Traditionen bewahrt. Das war ein wichtiger Grund, der zu seiner Wahl durch die Synode geführt hat. Mit Mt 28 unterwegs sein, verheißungsorientiert kommunizieren. Wir sind gesendet. Jesus ist „Herr der Lage“: „Siehe ich bin bei euch alle Tage“.
Wichtig sind Gespräche mit den Menschen vor Ort. Zu hören, aus welchen geistlichen Quellen sie schöpfen, welche Berufungserlebnisse und Gottesbegegnungen sie erlebt haben. Wann und wie ihnen der Glaube geholfen hat. Dabei sind eine große Offenheit wichtig und ein weites Herz. Ein „Strom des Lebens“ soll entstehen und der vorhandene Schatz gehoben werden. 2022 möchte der Landesbischof als einen Prozess der Entwicklung gestalten und sichtbarer mit den Gemeinden in den Charakter der Nachfolge eintreten. Nicht nur im Advent sind wir Christen eine „Wartegemeinschaft“ und befinden uns in einer vorläufigen Situation.
„Wir“ sind für die Seele zuständig. Die Kirche bleibt dabei ein Geschenk.
Einigkeit besteht darin, dass äußere Strukturen das (geistliche) Leben nicht behindern dürfen. Es folgt eine Ermutigung „ins Risiko“ zu gehen. Dabei weist der Landesbischof auf die guten Erfahrungen in der EKM mit den „Erprobungsräumen“ hin. Wir sollten Verantwortung übernehmen, um Neues zu ermöglichen, nicht nur Bewährtes in den Kirchengemeinden zu stabilisieren.
Eine mögliche Frage für kirchenferne Menschen könnte sein: Wie müsste die EVLKS sein, damit Sie Lust haben, darin mitzuwirken? Wie müsste der Gottesdienst sein, damit Sie gerne teilnehmen möchten?
Einen weiteren Gesprächsgang gibt es zur aktuellen Corona-Situation in den Gemeinden. Erfahrungen mit dem digitalen Raum werden ausgetauscht. In diesem Jahr konnten wir schon auf die Erfahrungen des vergangenen Jahres zurückgreifen.
Alternative Angebote werden gegenüber Präsenzveranstaltungen weiterhin wichtig bleiben.
Landesbischof Bilz informiert über die Zusammenarbeit während der Corona-Zeit zwischen Landeskirche und Landesregierung.
Ein weiterer wichtiger Punkt des Gespräches war die Gewinnung von theologischem Nachwuchs. 10-12 Vikar*innen braucht die Landeskirche, um die Strukturveränderungen und die Eintritte in den Ruhestand abzufedern. Von derzeit ca. 90 Vakanzen sind nur 30-40 gut, um ein funktionierende Gemeindeleben zu gestalten. Der Personalmangel betrifft derzeit alle gemeindlichen Dienste in der Verkündigung. Gute Vorbilder in den Berufsgruppen sind sehr wichtig, um junge Menschen für den kirchlichen Dienst zu begeistern!
Die Arbeits- und Lebensbedingungen im Pfarramt gegenüber der Lebenswirklichkeit der jüngeren Generation sieht auch der Landesbischof mit Sorge. Eine Flexibilisierung der Rahmenbedingungen für unseren Beruf wird kommen müssen.
Die Landeskirche arbeitet derzeit noch an einem Prozess, welcher die zerstrittenen Gemeindegruppen nach dem Rücktritt von Landesbischof Rentzing ins Gespräch bringen soll.
Abschließend weist Landesbischof Bilz auf das hohe Ansehen der Arbeit der Pfarrvertretung innerhalb des Landeskirchenamtes hin und bedankt sich für die Zusammenarbeit des vergangenen Jahres.
Die Pfarrvertretung sieht sich als Rückenstärkung für den Landesbischof. (GS)

Die wichtigste Erkenntnis meines
Lebens ist die, dass wir
in einem liebenden Universum leben.

Albert Einstein



Gespräch

mit Rabbinerin Esther Jonas-Märtin.

Sie leitet das Jüdische Lehrhaus „Beth Etz Chaim“ in Leipzig und ist Vorstand der Lehrhaus-Gemeinschaft-Teilhabe e.V..

Frau Rabbinerin Jonas-Märtin, es gibt nicht viele Rabbinerinnen in Deutschland. Wie kommt man als junge ostdeutsche Frau darauf, Rabbinerin zu werden? Welchen beruflichen Entwicklungsweg sind Sie gegangen und was verbindet Sie mit Leipzig?

Naheliegend ist es sicherlich nicht für eine gebürtige Leipzigerin, gerade mit einer ostdeutschen atheistischen, um nicht zu sagen religionsfeindlichen, Erziehung ausgerechnet Rabbinerin werden zu wollen. Es war ein langer Weg, der mit meinem Interesse an jüdischer Geschichte seinen Anfang nahm. Die Idee „Rabbinat“ kam zu mir in Form eines ehemaligen Leipzigers, der im Rahmen des Besuchsprogramms der Stadt Leipzig mit einer Gruppe jüdischer Leipziger die alte Heimat besuchte. Hermann Berlinski, seligen Angedenkens, und ich kannten uns bereits vorher, aber es war erst bei diesem Besuch, dass wir Gelegenheit hatten, uns näher kennen zu lernen. Eines Tages fragte er mich, ob ich schon einmal darüber nachgedacht hätte, ins Rabbinat zu gehen. Ich verneinte das, war ich doch noch nicht einmal Mitglied der Jüdischen Gemeinde und auch sonst hätte ich mich zu diesem Zeitpunkt nicht als religiös definiert. Meine Rückfrage, wie er denn auf diese Idee kommt beantwortete er mit: „Jemand dessen Seele so für das jüdische Volk brennt, muss ins Rabbinat“. Eine Idee war gesät, aber mein beruflicher Weg begann nach dem Abitur erstmal mit dem Studium der Germanistik und der Religionswissenschaften an der Uni Leipzig. Da ich seit 1996 bereits als freie Referentin tätig wurde zu jüdischer Geschichte, wurde das Fehlen entsprechender Ausbildung immer deutlicher. Letztlich fiel die Entscheidung Leipzig zu verlassen, um das Lernen zu können, was ich lernen wollte.

Der Umzug nach Berlin und die Einschreibung an der Universität Potsdam führte zum einen in das Gemeindeleben der Synagoge Oranienburgerstraße und zum anderen zu den weiteren Studien der Fachbereiche: Jüdischen Studien und Moderner Geschichte. Meine Studien schloss ich 2006 mit der Magistra Artium ab. Ein Jobangebot in einem von der DFG geförderten Christlich-Jüdischen Forschungsprojekt zu Frauen in Deutschland nach 1945 zwischen Religion und Politik bot mir sowohl die Weiterentwicklung meiner wissenschaftlichen Ambitionen, als auch die Wiederbegegnung mit der Idee ins Rabbinat zu gehen. Dieses Mal beantwortete ich die Frage, ob ich dies wollen würde mit „Ja“! Nachdem das Projekt ausgelaufen war, schrieb ich meine Bewerbung und wurde nach erfolgreichem Absolvieren des dreitägigen Auswahlverfahrens als Rabbinatsstudentin aufgenommen. Mein Studium begann am Hebrew Union College, Jerusalem. Kurz nach Studienbeginn stellte sich heraus, dass ich nicht -wie geplant – am Leo Baeck College, London weiter studieren konnte. Glücklicherweise waren in Jerusalem beinahe alle Rabbinatsstudierenden jedweder Denomination vertreten, sodass ich diese kennenlernen und ausfragen konnte. Nur wenig später bewarb ich mich und bestand das Auswahlverfahren.

Die Universität, die die meisten Kriterien erfüllte, die für mich wichtig waren, sollte meine neue Alma mater werden. Ein Jahr später wechselte ich so vom Reformierten zum Konservativen Judentum (in Europa „Masorti“ - hebr. traditionell genannt) und studierte nun an der Ziegler School of Rabbinic Studies, Los Angeles. Gefördert von exzellenten Dozent*innen lernte ich nicht nur rabbinisch zu denken, sondern konnte dazu noch meine akademischen Fähigkeiten erweitern, und schließlich begann auch die Transformation zur Rabbinerin, immer in Begleitung von wunderbaren Mentor*innen.

Seit wann werden Rabbinerinnen ausgebildet? Sind Genderthemen inzwischen auch ein Thema in der jüdischen Theologie?

Heute gibt es in Deutschland 11 Frauen, die in Deutschland als Rabbinerinnen wirksam sind. Während Zahlen sicherlich nicht alles sind, ist es doch ein Zeichen für zunehmende Vielfalt im Judentum. Vernetzt sind wir durch persönliche Kontakte und in Gremien wie der Allgemeinen Rabbinerkonferenz. Die erste Rabbinerin Regina Jonas wurde Anfang der 1930er Jahre an der Berliner Hochschule für die Wissenschaft des Judentums ausgebildet und erhielt 1935 ihre Smicha (Ordination), lange bevor Christinnen zum Pfarramt zugelassen waren. Es ist sehr spekulativ darüber nachzudenken, was geschehen wäre, wenn die gerade 42-jährige Regina Jonas nicht in Auschwitz ermordet worden wäre und wenn diese wunderbare Diversität jüdischen Lebens sich in Deutschland hätte weiterentwickeln und weiterwachsen können.

In der Frage der Frauenordination sollte es bis 1972 dauern, bis mit Sally Priesand wieder eine Rabbinerin die Bühne betrat, allerdings in Cincinnatti, in den USA. In Deutschland dauerte es nochmal über 30 Jahre, bis 2006 mit Rabbinerin Alina Treiger wieder eine Frau in Berlin ordiniert wurde.

Genderthemen wurden bereits in der Mischna rabbinische Auslegungen und Rechtsdiskussion (ca. im 2 Jh. d.ü.Z. verschriftlicht) diskutiert, so kennen die Rabbiner 6-8 (je nach Zählung) verschiedene Geschlechter. In der Mischna besprechen die Rabbiner, für welche

religiösen Pflichten diejenigen zuständig sind, die nicht in binäre Geschlechterzuschreibung fallen. Frauen, die oftmals für Kinder sorgen müssen, gelten als befreit (nicht entbunden!) von zeitlich gebundenen Pflichten, wie z.B. Gebete zu den vorbestimmten Tageszeiten. In ihrer Abschlussarbeit zum Thema „Kann die Frau das rabbinische Amt bekleiden“ hält Regina Jonas nach streng rabbinischen argumentieren als positives Ergebnis fest: „Außer Vorurteil und Ungewohntsein steht halachisch fast nichts dem Bekleiden des rabbinischen Amtes seitens der Frau entgegen“. Sie kritisiert, dass die Verdienste jüdischer Frauen nur ungenügend gewürdigt werden und dass in Diskussionen auf solche Talmudzitate Rückgriff genommen würde, die gängige Stereotypen befestigten, statt Sichtbarkeiten zu schaffen.

Die nächste vergleichbare rabbinische Arbeit zum Thema Frauen im Rabbinat legte Rabbi Joel Roth vor, die 1983 ausschlaggebend dafür ist, dass das Jewish Theological Seminary, New York, 1983 für die Ordination von Frauen stimmte. Religiös volljährige Menschen, Frauen und Männer und die, die zur LGBTQ-I Gemeinschaft gehören, haben grundsätzlich im Masorti, Reform und Liberalen Judentum gleiche Rechte und Pflichten. Neben Eheschließungen innerhalb der LGBTQ-I hat sich inzwischen תיבמ (aus dem Haus) für rituelle Zwecke für Menschen durchgesetzt, die sich non-binär definieren, und so das traditionelle ובּ (Sohn) oder תב (Tochter) erweitert. Wer möchte kann Näheres in den ausführlichen Tshuvot (religiöse Responsaliteratur) nachlesen: https://www.rabbinicalassembly.org/tzedek-justice/gender-and-lgbtq.

Welches sind Ihre inhaltlichen Schwerpunkte und wie sind Ihre Erfahrungen seit der Gründung des Lehrhauses im Jahr 2018?

„Beth Etz Chaim“ bedeutet „Haus des Baumes des Lebens“. „Haus“ ist im übertragenen Sinn gemeint, es bezieht sich auf das, was wir alle in uns tragen, was unser eigener Lebensbaum oder unsere eigene Lebenskraft ist, egal wo wir unsere Zelte aufschlagen.
Seit der Gründung des Lehrhauses sind mir sowohl Neugier als auch Skepsis begegnet. Skepsis deshalb, weil ein Lehrhaus nicht in die übliche Kategorisierung jüdischen Lebens innerhalb einer jüdischen Gemeindlichkeit passen will. Es soll auch nicht in die in Deutschland üblichen Kategorien passen, sondern den Blick dafür öffnen, dass und welche Vielfalt es an jüdischen Existenzen auch hierzulande gibt. Eine Vielfalt, die

gerade auf dem Gebiet der ehemaligen DDR oft informell und tatsächlich außerhalb der bestehenden Gemeindestrukturen existierte.
Das erste Lehrhaus wurde vom deutsch-jüdischen Philosophen Franz Rosenzweig Anfang der 1920er Jahre in Frankfurt am Main konzipiert, der damit vor allem assimilierten Jüdinnen und Juden Wege ins Judentum ebnen wollte und aufzeigen wollte, wie Judentum in die Moderne passt. Im Moment bin ich die Hauptdozentin, aber ich hoffe sehr, dass wir sehr bald Gastdozent*innen einladen können und so nicht nur selbst weiterwachsen können, sondern auch mit dem erweiterten Themenkreis größeres Interesse in der Bevölkerung wecken können.
Thematisch und zeitlich stehen Schabbat, die Feiertage und jüdische Geschichte im Mittelpunkt, aber wir begegnen natürlich den Rabbinern des Talmud und des Midrasch ebenso, wie moderner jüdisch(-feministischer) Bibelauslegung und jüdischer Philosophie. Seelsorge, Begleitung in Trauer und auch andere jüdische Lifecycle events gehören selbstverständlich ebenso dazu wie jüdischer Religionsunterricht und der Unterricht für Konversionskandidaten. Da viele Texte nur im Hebräischen oder in Englisch vorhanden sind, besteht eine meiner Hauptarbeiten darin, die Texte ins Deutsche zu übertragen.
Der Titel „Rabbinerin“ bedeutet „Lehrerin“ – ich nehme das sehr wörtlich und bin Lehrerin mit Leib und Seele. Ich möchte Menschen dort „abholen“ wo sie sind und bei den Fragen unterstützen, die gerade in ihrem Leben angesagt sind. Dabei ist es unwichtig, ob jemand Atheist*in, Christ*in, Muslim/a, Anthroposoph*in, Agnostiker*in etc. ist (und bleibt) – mir geht es um das Miteinander- und Aneinander-Lernen und -Lehren. Das Lehrhaus bietet einen geschützten Raum, ethische, moralische oder spirituelle Fragen zu stellen und zu diskutieren. Basis für alle Gespräche sind Texte aus den jüdischen Traditionen, von Bibel bis jüdische Philosophie, Religionsauslegung heute und natürlich mein Fundus an Wissen und meine Kreativität, Quellen zu finden und sie thematisch in Kontext zu setzen.
Grundsätzlich möchte ich, möchten wir, mit allen zusammenarbeiten, die dies wollen. Kooperationen und gemeinsame Projekte gab es bereits und wird es hoffentlich in der Zukunft noch mehr geben.

Für uns Pfarrer*innen ist ist es natürlich interessant zu erfahren, welche theologische Schule Sie geprägt hat und welches Ihre liebsten Texte sind.

Qua meiner Smicha gehöre ich zur jüdischen Denomination „Masorti“. Masorti beruht auf der positiv-historischen“ Schule. Einer Denkrichtung, wonach das jüdische Recht (Halachah) kein statisches System ist, sondern sich immer auf sich wandelnde Bedingungen

hin entwickelt hatte.
Neben den immer neu zu erfahrenden Texten der Hebräischen Bibel, dem wöchentlichen Leserhythmus (Parashiyot), den aggadischen Teilen des Talmuds und der Midraschliteratur, bin ich insbesondere durch alle meine Lehrer*innen, die Schriften der deutsch-jüdischen Philosophen Hermann Cohen und Hannah Arendt, der Rabbinerin Regina Jonas, Rabbi Abraham Joshua Heschel, Rabbi Professorin Judith Hauptmann, oder auch Dichter*innen wie Malka Li, Erich Fried und Mascha Kaleko geprägt und inspiriert.

In den USA habe ich gelernt, was ich lernen konnte, jüdisches Wissen, vor allem aber, dass jede/r ganz individuell verantwortlich ist und tätig sein muss für eine Welt in der wir alle leben können. Unwissenheit und Fehlinformationen darüber, was Judentum ist, prägt die Kommunikation in Deutschland sehr; anstatt offener Fragen erlebe ich oft Suggestivfragen und Fragen, die auf bestimmten Vorurteilen gegenüber Jüdinnen und Juden beruhen. Dazu kommt, dass es offenbar sehr schwer für erwachsene Menschen ist, anzuerkennen, dass sie etwas nicht wissen oder eben falsch wissen: eine echte Herausforderung für Menschen in Erziehung und Bildung und ein Fakt, der eigentlich dazu führen sollte, möglichst frühzeitig und nachhaltig entsprechende Lehrinhalte in allen Bildungsbereichen, wie Schule und Universität zu verankern.
In den letzten Jahren sind indes wunderbare Kontakte entstanden, konnten tolle Projekte bereits verwirklicht werden, weitere Projekte sind in Planung bzw. als Ideen bereits vorhanden.
Eine ganze Reihe von Publikationen haben ihre Reise in die Welt angetreten: *„Höre Israel, wie ein Wasser quillt…“. Das imaginäre Israel. Identität und Differenz in der Poesie von Malka Li. 2006. „Jüdische Gemeinden in der DDR“ (mit Lothar Mertens). In: Leipziger Kalender 1999. „Anna Seghers: Suche nach der eigenen Identität?“ (mit Lothar Mertens). In: Jews in German Literature since 1945: German-Jewish Literature? (German Monitor, No. 53). 2000. „Der imaginäre Ort: Israel.“ In: Deutschland und Israel. Ausgewählte Aspekte eines schwierigen Verhältnisses. 2006. „Das Frauenbild jiddischsprachiger Schriftstellerinnen. In: Frauen und Frauenbilder in der europäisch-jüdischen Presse von der Aufklärung bis 1945. 2007. “The Meaning of Israel in Yiddish Poetry. In: Gender, Memory, and Judaism. 2007. “The Shtetl in New York: The Poet Malka Lee”. In: European Judaism. A Journal for the New Europe, Vol. 43 (2010), No. 1, 2010. „Jüdische Frauen, Organisationen und Bewegungen in Deutschland nach 1945“. In: Handbuch der Religionen, 2011. „Ehre Vater und Mutter. Eine Spurensuche in jüdischen Quellen“. In: Füreinander Sorge tragen: Religion, Säkularität und Geschlecht in der globalisierten Welt, 2015. „Paläste in der Zeit – oder wie Zeit heilig wird“. In: Theologisch-Praktische Quartalschrift. Zeitstrukturen 169 (1/2021) 2021.*

Welchen beruflichen Weg planen Sie für die nächsten fünf Jahre?
Also zunächst mal habe ich es mit lebenden Menschen und lebendiger Materie zu tun und bin skeptisch, wenn es um 5-Jahrespläne geht, weil das Leben uns nur zu gern ein Schnippchen schlägt. Ich möchte flexibel sein und bleiben, was aber nicht heißt, dass es keine Ideen für die Zukunft gibt. Meine Vision für Beth Etz Chaim ist eine zweifache: zum einen, dass „Beth Etz Chaim“ sich in den nächsten fünf Jahren zur spirituellen Heimat und Gemeinde für einige Menschen entwickeln wird, und zum anderen, dass „Beth Etz Chaim“ als Lehrhaus ein Treffpunkt ist, an dem Menschen gern zu Gast sind, sich mit einbringen, Gespräche mitgestalten. Der Fokus des Lehrhauses ist: Leben im Hier und Jetzt; die Verortung unseres Selbst inmitten einer Welt, die immer mehr Möglichkeiten bietet, und dabei vergessen lässt, dass wir Rückbindungen und Verwurzeltsein (wie ein Baum) brauchen, um starke Menschen zu sein und unseren Beitrag zu einer besseren Welt leisten zu können.
Meine Tätigkeit als Rabbinerin und meine wissenschaftlichen Interessen greifen vielfach ineinander und oft bedingen sie sich gegenseitig – neben Lehrtätigkeiten und vielerlei Vorträgen arbeite ich an meiner Dissertation: *Beyond Cain and Abel – Individuality and the Challenges of Worship*. Ganz im Mittelpunkt steht dabei die Frage danach, wie wir mit zunehmender Individualisierung umgehen und wie wir trotz aller Unterschiedlichkeit Wege finden, Gemeinschaft zu bilden, gemeinsam Gottesdienst zu feiern und dabei jeden Menschen einbeziehen können.
Herzlichen Dank für das Gespräch!
Gabriele Schmidt

Gespräch

mit OKR Christoph Seele,

Foto: Steffen Giersch, Dresden

Beauftragter der evangelischen Landeskirchen beim Freistaat Sachsen im Evangelischen Büro Sachsen im Haus an der Kreuzkirche in Dresden.

Herr OKR Seele, seit 2009 vertreten Sie als Beauftragter drei evangelische Landeskirchen, die sich auf dem Gebiet des Freistaates Sachsen befinden gegenüber dem Freistaat Sachsen. Das Aufgabengebiet in der politischen Sphäre des Landtages unterscheidet sich sehr von dem eines Gemeindepfarrers. Welcher berufliche Weg und welche theologischen Interessen haben Sie dorthin geführt?

Ein Theologiestudium war mir erst nach der Wende möglich. Zuvor war ich elf Jahre lang Handwerker und habe als Klempner und Installateur gearbeitet. 1991 begann ich dann mit dem Theologiestudium, das mich 1995 in das Vikariat und anschließend in mein erstes Gemeindepfarramt führte. 2000 wechselte ich dann als persönlicher Referent zunächst von Landesbischof Kreß und anschließend von Landesbischof Bohl in die Kanzlei des Landesbischofs Die Berufung zum Beauftragten der Evangelischen Landeskirchen beim Freistaat Sachsen erfolgte 2009. Seitdem arbeite ich als Beauftragter. Es war und ist vor allen Dingen das große Netzwerk aus der Zeit in der Kanzlei des Landesbischofs, dass man als persönlicher Referent über die Grenzen der Kirche in die Gesellschaft hinein aufbauen bzw. pflegen muss, das für mich eine wichtige Grundlage für meine Arbeit bis heute ist. Ohne eine intensive Pflege von Kontakten auf allen Ebenen der Legislative wie auch der Exekutive ginge solch eine Arbeit als Beauftragter gar nicht.

Um aber daneben den Kontakt in die Kirchgemeinden nicht zu verlieren, habe ich seit vielen Jahren einen Predigtauftrag im Kirchspiel Dittersbach-Eschdorf im Kirchenbezirk Pirna. Das ist mir ein ganz wichtiger Bezug.

Das ist ein interessanter beruflicher Weg.

Ich weiß zu schätzen, dass mich die Kirchenleitung mit diesem Vertrauen bedacht hat und versuche dem auch gerecht zu werden. Das Spannende an der Aufgabe ist es ja auch, dass ich im Grunde für drei Landeskirchen arbeite.

Die EVLKS umfasst dabei das Gebiet von fast allen Landkreisen des Freistaates, der Landkreis Nordsachsen, der Bereich Torgau-Delitzsch berührt das Gebiet der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland (EKM). Und das Kirchengebiet der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO) reicht in die Landkreise Görlitz, Löbau-Zittau und Bautzen-Kamenz hinein.

Wie gestaltet sich die Arbeit dabei praktisch?

Eigentlich hat meine Arbeit zwei Seiten: Einerseits geht es um die wechselseitige Vermittlung der Interessen zwischen Staat und Kirche. Überall dort, wo kirchliche Interessen berührt werden, müssen die Landeskirchen angemessen beteiligt sein. An dieser Stelle sind wir durch den Evangelischen Staatskirchenvertrag aufgefordert, uns zu äußern. Wenn die Exekutive oder die Legislative des Freistaates ein Gesetz beschließen will, muss sie uns im Zuge eines Anhörungsverfahrens als Kirche mit ins Boot nehmen. Wir haben das Recht, unsere Stimme auf dem Weg der Beteiligung mit einzubringen.

Das gilt natürlich auch umgekehrt: Wenn wir Anliegen an den Freistaat haben, muss ich diese ebenfalls kommunizieren. Derzeit bereiten wir zum Beispiel den Kirchentag 2022 in der Lausitz vor. Es geht um die Kohle-Ausstiegs-Region, um Fragen was dort mit den Menschen in der Zeit des Wandels passiert, welche Perspektiven entwickelt werden können und welche Rolle wir dort als Kirche haben. Über die Grenze unserer eigenen Landeskirche hinaus gilt es, diesen Kirchentag vorzubereiten. Wir möchten den Freistaat als Partner gewinnen und hoffen, dass der Freistaat uns finanziell bei der Umsetzung mit unterstützt. Das ist die politische, diplomatische Seite meiner Arbeit.

Die zweite Seite meiner Arbeit ist der Kontakt zu den sächsischen evangelischen Abgeordneten im Sächsischen Landtag, im Bundestag und im Europaparlament. Das ist so ein bisschen meine „Gemeinde“. Im Sächsischen Landtag gibt es zurzeit in nahezu allen Fraktionen 54 evangelische, 11 katholische und 54 konfessionslose Abgeordnete. Allerdings ist die Zahl der evangelischen Abgeordneten nicht in allen Parteien gleichmäßig verteilt. Die einzige Partei, in der keine Christen vertreten sind, ist die Fraktion der LINKEN. Die Fraktion der CDU hat den größten Anteil der evangelischen Christen. Darüber hinaus führe ich aber auch Gespräche mit Abgeordneten aus allen Fraktionen, völlig unabhängig einer konfessionellen Zugehörigkeit.

Gratulation zur Wahl von Michael Kretschmer zum Ministerpräsidenten 2017
Foto: Sächsischer Landtag, Dresden

Welche Kommunikationswege nutzen Sie dafür?

Überwiegend ist es die persönliche Begegnung, das Gespräch und der Austausch im Landtag oder in den Ministerien. Es gibt beispielsweise regelmäßige Treffen, so genannte Jours fixes mit dem Kultusministerium oder der Staatskanzlei.

Und es gibt auch Situationen und Anliegen, wo ich Gesprächsmöglichkeiten zwischen Vertreterinnen und Vertretern der Landeskirche und der staatlichen Stellen oder den Gremien einer Partei vermittle.

Im Gespräch mit sächsischen Abgeordneten des Deutschen Bundestages
Foto: Christoph Seele

Werden Sie von allen Parteien gleichermaßen als Gesprächspartner zu Fragen, die auch kirchliche Themenfelder berühren, angefragt oder sind dabei Unterschiede zu bemerken? Haben Sie Vorbehalte gegenüber der Kirche wahrgenommen?

Das ist eine spannende Seite an meiner beruflichen Tätigkeit. Ich habe sozusagen einen „Freibrief“, mit allen reden zu können. Die persönliche Begegnung und das Gespräch mit ihnen sind mir dabei sehr wichtig. Wenn es um die Sensibilisierung kirchlicher Themen geht, gehe ich durchaus auf alle Abgeordneten zu – gleich welcher Fraktion sie angehören. Es geschieht aber auch, dass ich den Landesbischof bei einem Fraktionsbesuch oder einen Dezernenten aus dem Landeskirchenamt in ein Ministerium begleite.

Zum Beispiel bereiten wir gerade ein Gespräch aller Leitenden Geistlichen der Landeskirchen und Bistümer auf dem Gebiet des Freistaates mit dem Ministerpräsidenten und den Mitgliedern der Staatsregierung vor. Das verlangt einen langen Planungs- und Vorbereitungszeitraum und setzt ein enges und gutes abgestimmtes Verhältnis mit den Mitarbeitenden in der Staatskanzlei und den Ministerien voraus. Immerhin müssen dabei sechs Leitende Geistliche, der Ministerpräsident und sein ganzes Kabinett zusammengebracht werden.

Und schließlich – wenn es um persönliche, seelsorgerliche Anliegen der Abgeordneten geht - bin ich auch dort für Gespräche offen, wo Menschen nicht zur Kirche gehören. Meine Grundhaltung ist dabei immer, erst den Menschen zu sehen und dann seine Politik. Dabei gibt es natürlich auch eine „rote Linie“, bei der meine Bereitschaft zum Gespräch definitiv beendet ist – dann, wenn Äußerungen menschenfeindlich, antisemitisch oder diskriminierend werden.

Haben Sie schon einmal eine Spannung erlebt, bei der Ihnen als Kirchenvertreter mit Unverständnis oder gar Ablehnung begegnet wurde?

Selten, aber es passiert. Das war zum Beispiel beim Ladenöffnungsgesetz der Fall. Es ist natürlich auch für die christlichen Abgeordneten schwierig, hier einen Kompromiss zu finden. Einerseits heißt es, den Sonntag zu heiligen, andererseits eine wirtschaftspolitische Position in dem Wahlkreis zu vertreten, aus dem die Abgeordneten kommen. Sie stehen dann in einem Spannungsverhältnis zwischen ihrem Glaubensbekenntnis einerseits und dem politischen Auftrag, den sie von ihrer Basis erfahren andererseits. So ist es z.B. im Erzgebirge schwer zu erklären, an den vier Adventssonntagen eigentlich die Geschäfte geschlossen zu halten – um des Sonntags willen. Der Umsatzverlust des Einzelhandels wäre dabei jedoch immens. Dann geht es darum, Kompromisse zu finden und auszuhandeln. Ich denke, mit dem aktuellen Ladenöffnungsgesetz haben wir solch einen Kompromiss gefunden, der aber sehr aufmerksam beobachtet und gehütet werden muss.

In welcher Form findet geistliches Leben, Andachten, Gottesdienste bei Ihrem Dienst im Landtag statt?

Als geistliches Angebot gibt es immer in der Legislaturwoche eine Andacht im Raum der Stille im Landtag. Dafür bin ich im Wechsel mit meinem katholischen Kollegen verantwortlich. Manchmal übernimmt die Andacht auch ein Abgeordneter. Die Andachten besucht eine „Kerngemeinde“ von Abgeordneten und Mitarbeitenden aus den Fraktionen.

Zweimal im Jahr laden wir zu einem Gottesdienst für Amts- und Mandatsträger sowie für Mitarbeitende mit ihren Familien in die Dreikönigskirche, Hofkirche oder in die Unterkirche der Frauenkirche ein. Auch zu diesen Gottesdiensten laden wir gemeinsam ein. Bei vielen Fragen wird ohnehin ein gemeinsames Handeln der Kirchen erwartet.

Gibt es dabei bestimmte theologische Leitthemen, welche Sie in die geistliche Arbeit mit den Abgeordneten einbringen oder die gewünscht werden?

Vor einiger Zeit haben wir, mein katholischer Kollege und ich, die Abgeordneten gefragt, was sie denn von uns an geistlicher Begleitung erwarten. Im Ergebnis wurde der Wunsch nach einem Einkehrtag deutlich, bei dem man sich bewusst einmal einen Tag aus dem politischen Betrieb herausnimmt und sich Zeit zur Stille und Besinnung lässt. Das hat uns zunächst erstaunt, aber die Erfahrung hat gezeigt, wie wichtig solch eine geistliche Tankstelle auch für Abgeordnete ist. Und auch für uns wird solch ein Zusammensein zu einer ganz besonderen Bereicherung unserer Arbeit als Beauftragte. Inzwischen laden wir einmal im Jahr die Abgeordneten, wie auch die Mitarbeitenden der Fraktionen in das „Haus der Stille“ nach Grumbach oder in das Haus Hoheneichen nach Dresden-Hosterwitz zu solch einem Einkehrtag ein. Wir waren dazu aber auch schon im Kloster Wechselburg – je nachdem wo wir gerade unterkommen können. Zu diesem Tag der Stille kommen meist 15-18 Personen.

Wie werden Ihre Angebote zur Begegnung noch genutzt?

Ich besuche die Abgeordneten zum Teil in ihren Wahlkreisen. Einige kommen zu mir ins Büro. Ich gehe aber auch in den Landtag und treffe mich mit ihnen in den Büros der Abgeordneten. Manchmal treffen wir uns auch mittags zum gemeinsamen Essen oder gehen ein Stück spazieren, wie jetzt in der Corona-Zeit.

Werden Sie in Ihrem Dienst auch für Taufen, Hochzeiten oder Trauerfeiern von Abgeordneten oder Mitarbeitern angefragt?

Bisher nicht. Es ist aber auch so, dass die Abgeordneten in ihren Heimatkirchengemeinden oft gut vernetzt und aktiv sind. In meinem Dienst ist eher das Gespräch unter vier Augen wichtig.

Haben Sie die Erfahrung gemacht, dass einmal ein Vorhaben nicht gleich gelungen ist oder die kirchlichen Interessen nicht ganz durchgesetzt werden konnten?

Ganz aktuell: Das Evangelische Büro hatte eine wichtige Scharnierfunktion was die Corona-Schutzverordnung anbetraf. Viel Gesprächsbedarf gab es, als der Freistaat uns mit seinen Vorstellungen konfrontierte, wie wir das kirchliche Leben gestalten sollten. Wir sind schlussendlich zu der Vereinbarung gekommen, dass die Kirchen selbst verantwortlich sind für ihr kirchliches Leben. Seitdem gibt es in der Corona-Schutzverordnung den sogenannten „Kirchenparagraphen".

Man muss aber auch sagen, dass wir im März 2020 in eine Situation hineingeraten sind, in der niemand auf Erfahrungen zurückgreifen konnte und wir Schritt für Schritt miteinander Verabredungen treffen mussten, wie das kirchliche Leben unter den Bedingungen einer Pandemie gestaltet und gelebt werden kann.

Inzwischen sind wir ja bei der 28. Corona-Schutzverordnung angekommen. Wir mussten uns immer wieder neu fragen, was das für unser kirchliches Leben heißt. Man musste austarieren zwischen kulturellen und kirchlichen Interessen, zwischen Möglichkeiten und Erwartungen. Der Begriff der Solidarität musste in vielen Bezügen neu definiert werden. Zum Beispiel können wir dankbar feststellen, dass in unserer Landeskirche zu keinem Zeitpunkt in der Corona-Pandemie eine Kirche aufgrund der Corona-Schutzverordnung geschlossen sein musste. Die Kirchen konnten zur persönlichen Einkehr und zum stillen Gebet immer geöffnet bleiben. Sobald uns also eine Corona-Schutzverordnung vorlag, haben wir alle anstehenden Fragen und Stellungnahmen mit dem „Notfallteam" im Landeskirchenamt abgestimmt sowie mit dem Landesbischof besprochen.

Machen Sie die Erfahrung, dass sich die politische Arbeit im Landtag und die kirchliche Arbeit auch gegenseitig befruchten können?

Ja, da gibt es immer wieder Erfahrungen, von denen wir im Leben der Kirche partizipieren können. Ich habe beispielsweise schnell mitbekommen, dass es viele Möglichkeiten aus dem staatlichen Protokoll gibt, die wir in unser kirchliches Leben rezipieren können. Bei einem staatlichen Protokoll ist alles von der ersten bis zur letzten Minute durchgeplant. Da bleibt eigentlich nichts dem Zufall überlassen. Für das kirchliche Leben kann das zum Beispiel für einen großen Festgottesdienst gelten, an dem Gäste teilnehmen, denen der Ablauf nicht ganz so vertraut, manchmal sogar unbekannt ist. Wenn sie dann erleben, dass sie schon am Eingang begrüßt werden, dass für sie ein Platz ausgewiesen ist, dass sie den Gottesdienstablauf gedruckt in den Händen halten – auch mit den so genannten „liturgischen Regieanweisungen" wann die Gemeinde aufsteht oder sich wieder setzt – dann schafft das alles eine Sicherheit und Gelassenheit, die ein Mitfeiern des Gottesdienstes und ein Zuhören ermöglicht. Ein solches „kirchliches Protokoll" hat also durchaus auch eine geistliche Bedeutung. Zu diesem Thema, also der

Restauriertes Gottesauge Kirche Wesnig
Foto: P. Ehrhardt

Übernahme protokollarischer Regularien in den kirchlichen Gebrauch, biete ich einmal im Jahr ein Seminar an. Dazu habe ich bis vor kurzem mit der ehemaligen Protokollchefin der Staatskanzlei gemeinsam eingeladen. Leider ist diese Zusammenarbeit jetzt altersbedingt beendet – aber das Seminar wird weiterhin stattfinden. Die Teilnehmenden kommen dabei oft aus dem Verwaltungsbereich unserer Kirchgemeinden oder der Kirchenbezirke.

Gibt es Veranstaltungen oder Formate, deren Übernahme sie für unser kirchliches Leben empfehlen würden?

Ja, sicher. Mir fallen dabei sofort die Empfänge ein. Das sind die besten Gelegenheiten, nicht nur um Menschen kennenzulernen, also das Netzwerk zu verdichten, sondern auch um Menschen miteinander ins Gespräch zu bringen, die sich sonst eher selten treffen und austauschen.

Oder ein anderes Bespiel: Wenn ich in Kirchgemeinden unterwegs bin, frage ich gerne, wann der Kirchenvorstand das letzte Mal mit dem Gemeinderat zusammen getagt oder sich ausgetauscht hat. Was wir gerade in den Zeiten der Strukturreform erfahren, kennen wir im kommunalen Bereich aus der Gebietsreform nahezu identisch. Da lassen sich Erfahrungen austauschen und man kann wechselseitig voneinander lernen.

Eine wichtige Frage wird in Gesprächen der Pfarrvertretung mit kirchenleitenden Personen regelmäßig gestellt: Wie ist der derzeitige Diskussionsstand zur Abschaffung der staatlichen Sonderzahlungen an die Kirche?

Die Frage der Staatsleistungen, konkret ihre Ablösung, wird in unserem Grundgesetz geregelt. Dabei sieht dieses vor, dass der Bund ein so genanntes Ablösegesetz beschließen muss. Im vergangenen Jahr gab es dazu zwei Gesetzesvorschläge im Bundestag, die von Fraktionen der Opposition eingebracht worden sind. Diese Initiativen führten zwar zu keinem Erfolg, signalisierten aber, dass hier ein parlamentarischer Wille existiert. Es ist also davon auszugehen, dass sich der Bundestag in der neuen Legislatur mit dieser Frage intensiver befassen wird, zumal in dem einen oder anderen Wahlprogramm dieses Vorhaben explizit benannt wird. Als Kirchen entziehen wir uns dabei natürlich nicht dem Gespräch.

Für mich ist es ein kalter Wind, der uns dabei entgegenweht. Sorge habe ich vor der ganzen öffentlichen Diskussion darum.

Es hat Chancen und Schwächen. Das Thema hat seit Jahren eine Kontinuität.

Treffen der Leitenden Geistlichen der Kirchen in Sachsen mit dem Ministerpräsidenten und den Mitgliedern der Staatsregierung 2018, Foto: Staatskanzlei, Dresden

Es wird mit den unterschiedlichsten Argumenten vorgetragen. Mein Argument dazu ist folgendes: Die Staatsleistungen, die wir als sächsische Landeskirche erhalten, sind Bestandteil unseres ordentlichen landeskirchlichen Haushaltes. Diese Leistungen machen ca. 10 Prozent unseres Haushaltes aus. Sie bilden also kein finanzielles Sondergut, dass nur innerkirchliche Verwendung finden würde. Viele Angebote, die wir mit dem kirchlichen Haushalt finanzieren, reichen in die vielfältige Breite unserer Gesellschaft hinein. Das gilt für die Diakonie-Beratungsstelle genauso wie für den kirchlichen Friedhof. Man muss die Diskussion aus der Neiddebatte herausnehmen. Als Kirche wandeln wir die Leistungen des Staates in ein gesamtgesellschaftliches Leistungsangebot um.
Die Stärke, ohne Staatsleistungen auszukommen, wäre natürlich die, dass wir etwas freier und unabhängiger sind als jetzt. Die Glaubwürdigkeit unserer Kirche würde noch einmal in anderem Licht erscheinen. Das heißt nicht, dass die Glaubwürdigkeit der Verkündigung unter den Staatsleistungen leidet. Aber eine gewisse Freiheit nimmt natürlich auch den Kritikern den Wind aus den Segeln.

Ich sehe aber auch, dass es in zwei Richtungen gehen kann. Zahlenmäßig geht es deutlich wahrnehmbar bergab. Die öffentliche Bedeutung der Kirche schwindet Stück für Stück.
Statistisch betrachtet gebe ich Ihnen Recht. So gesehen sind wir auch nicht Kirche in der Mitte der Gesellschaft. Ich halte diese Standortbestimmung ohnehin für schwierig. Besser sind wir Kirche inmitten der Gesellschaft. Dass bedeutet dann, Kirche auch – und vor allen Dingen – an den Rändern der Gesellschaft zu sein. Diese Positionsbeschreibung passt dann auch eher zu dem missionarischen Auftrag der Kirche.

Haben Sie in Ihrem Dienst schon einmal Feindseligkeit oder deutlich spürbare Distanzierung gegenüber einem Theologen von politischen Mandatsträgern wahrgenommen?
Ich bin oft von Menschen gefragt worden, als die NPD im Sächsischen Landtag war, ob ich auch mit ihnen rede. Eine unmittelbare Ansprache hat es hier meinerseits nicht gegeben – da war die besagte rote Linie erkennbar vorgezeichnet. Aber wenn einer von ihnen in ernsthafter und ehrlicher Weise das Gespräch gesucht hätte – dem hätte ich mich allein schon aus seelsorgerischen Gründen nicht verweigert.

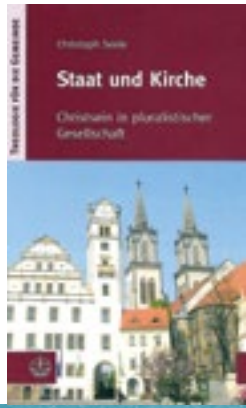
Gibt es etwas, das für Sie in ihrer Arbeit eine kontinuierliche Herausforderung darstellt?
Kurz gesagt: Ja. Ich bin – zwangsläufig – Einzelkämpfer in meiner Arbeit. Das bedeutet eine gewisse Einsamkeit auszuhalten. Das Evangelische Büro besteht aus meiner Mitarbeiterin und mir. Meine Arbeit gibt es in dieser Landeskirche eben wirklich nur einmal. Ich bin zwar gut eingebunden in unser Landeskirchenamt. Dort gibt es den sogenannten „Theologenkreis“ und die kollegialen Sitzungen, an denen ich teilnehme. Auch der Draht in die Kanzlei des Landesbischofs ist kurz und eng. Und schließlich habe ich in der Weite unserer Republik mit den Beauftragten in den anderen Bundesländern ebenfalls einen engen Kontakt. Aber alles in allem muss ich die Erfahrung der Einsamkeit immer wieder neu durchbuchstabieren.

Ich frage gerne nach dem schönsten Moment der Arbeit und dem schwärzesten Tag.
Ein schwieriger Moment war der so genannte „Kirchentag auf dem Weg“ 2017. Irgendwie stimmte die Konzeption von Anfang an nicht richtig. Die Koordination untereinander war nicht optimal, die Angebote mit den anderen Kirchentagen auf dem Weg zu unübersichtlich, die Menschen waren nicht genügend informiert. Und der Abschlussgottesdienst, der in Wittenberg stattfand, war schlecht besucht. Dabei gab es fast im Stundentakt Sonderzüge von Dresden nach Wittenberg. Bei diesem Unternehmen hat uns der Freistaat sehr unterstützt. Es ging um viele Fördermittel. Zum Schluss fehlten jedoch schlichtweg die Teilnehmenden – sowohl in Leipzig wie auch in Wittenberg. Diese Situation war mir gegenüber den staatlichen Partnerinnen und Partnern peinlich.

Wie hat der Freistaat im Nachhinein den Kirchentag bewertet?
Es gab unterschiedliche Reaktionen, vom Mitleid bis zur Häme. Die Resonanz stand in keinem Verhältnis zu der Unterstützung, die wir durch den Freistaat erhalten haben.

Welches war Ihr schönstes Erlebnis bisher?
Mein absolut eindrücklichstes persönliches Erlebnis gleich zu Beginn meiner Tätigkeit war, als ich Gelegenheit hatte 2009 dem damaligen amerikanischen Präsidenten Barak Obama in der Frauenkirche sehr unmittelbar zu begegnen. Ich war damals in die Vorbereitungen des Besuchs mit eingebunden.

Aus dem Informationsprospekt habe ich entnommen, dass Sie auch zu Vorträgen in Kirchengemeinden kommen. Welche Themen bringen Sie dort mit?
Das Verhältnis Staat-Kirche ist als Thema immer mit dabei. Dazu habe ich in der Reihe „Theologie für die Gemeinde“ auch ein kleines Buch geschrieben, welches auch noch erhältlich ist. Ein anderes Thema für Vorträge ist „Christsein in der Gesellschaft“ – was heißt das? Wo sind Chancen und Grenzen auch des politischen Engagements? Und ich werde ab und



zu gebeten, doch einfach einmal von meiner Arbeit und meinen Erfahrungen zu berichten. Über solche Einladungen freue ich mich sehr und ich komme gerne; da ist mir ehrlich gesagt auch kein Weg zu weit.

Zum Schluss gefragt: Welchen Interessen gehen Sie nach, wenn Sie nicht in Evangelischen Büro anzutreffen sind?
Ich bin leidenschaftlicher Langstreckenläufer. In den Laufschuhen unterwegs, bekomme ich Vieles im wahrsten Sinn des Wortes unter die Füße. Und ich kann abspannen. Die Dresdner Heide oder der Radweg entlang der Elbe sind dabei schöne Gebiete.

Herzlichen Dank für den interessanten Einblick in Ihren Arbeitsbereich!
Gabriele Schmidt

Konferenz der Länderbeauftragten
der Ev. Kirchen in Deutschland in Dresden
Foto: Christoph Seele

Kirche Döbrichau
Altar und Kanzel nach der Restaurierung
Foto: P. Ehrhardt

Fantasie ist wichtiger
als Wissen,
denn Wissen ist begrenzt.

Albert Einstein

Das Schönste,
was wir erleben können,
ist das Geheimnisvolle.

Albert Einstein

Ein Freund ist ein Mensch,
der die Melodie deines Herzens
kennt und sie dir vorspielt,
wenn du sie vergessen hast.

Albert Einstein

Logik bringt dich von A nach B.
Deine Fantasie
bringt dich überall hin.

Albert Einstein

Neues
aus der Arbeit der Leipziger Forschungsstelle

„Kirchliche Praxis in der DDR. Kirche sein in Diktatur und Minderheit“
von Landesbischöfin a. D.
Ilse Junkermann

Auch das Jahr 2021 war für die Forschungsstelle von der Pandemie geprägt. Wie gut, dass wir manches digital beraten konnten.
Der erste Höhepunkt war das Schlussplenum des digital gestreckten Studientags zur Themen- und Terminplanung für die weitere Arbeit der Forschungsstelle (vgl. den Bericht im letzten Heft). Insgesamt über 50 Personen hatten in sieben Arbeitsgruppen über die künftigen Expert:innen-Tagungen beraten. Im Schlussplenum präsentierten sie ihre Ergebnisse: Welches sollen jeweils die Themenschwerpunkte sein? Mit welchen praktisch-theologischen Leitfragen im Horizont heutiger Fragen soll auf diese Themen geblickt werden? Welche Referent:innen und Teilnehmer:innen sollen eingeladen werden?
Mit diesen Ergebnissen können nun die weiteren Expert*innen-Tagungen geplant werden. Dort sollen wesentliche Grundlagen für Forschungsanträge erarbeitet werden. Für 2022 fest vorgesehen sind folgende Tagungen: Im Februar die bereits dreimal verschobene Tagung zum Thema Kirchenmusik – Musik in der Kirche; im März ein Studientag in Bethel in Kooperation mit der dortigen Fachhochschule der Diakonie zum Thema: „Diakonie und Caritas in Ostdeutschland vor und nach 1990. Potentiale für Ost und West – Was ist anders (geblieben), was soll anders werden?“ (vgl. https://www.fh-diakonie.de/.cms/725). Im September wird es in Leipzig eine Tagung zum Themenbereich Predigtforschung / Gottesdienstformen / Gottesdienst und Öffentlichkeit geben und im November eine Tagung in Kooperation mit der Ev. Akademie Thüringen zum Thema „Kirche und Gruppen“. Die weiteren Planungen gehen von einer Verlängerung der Arbeit der Forschungsstelle aufgrund der Pandemie um ein Jahr bis August 2024 aus. Dies soll möglichst finanzneutral erfolgen. Danach würden im Jahr 2023 Tagungen zu den Themen „Ekklesiologie und Kirchentheorie“ (ggf. incl. der Rezeption ökumenischer Impulse), „Frauen- und Männerbilder (und -arbeit) in Kirche und Gesellschaft“ sowie ein Studientag zum christlich-jüdischen Gespräch in der DDR“ stattfinden. Und schließlich könnte im Frühjahr 2024 die Tagung zum Bildungsverständnis und im Sommer dann die Abschlusstagung erfolgen.

Der zweite Höhepunkt in 2021 war die Seelsorgetagung. Unter dem Thema „Die Rezeption pastoralpsychologischer Seelsorge und Seelsorgeausbildung in den Kirchen der DDR“ fand sie vom 15. – 16.10.21 mit insgesamt 32 Personen statt. Prof. em. Dr. Jürgen Ziemer (Leipzig) machte unter dem Titel „Die ‚Transformation‘ des pastoralpsychologischen Ausbildungsmodells für die Seelsorge-Arbeit in der DDR. Einführende Aspekte für ein geplantes Forschungsprojekt“ vier Aspekte einer West-Ost-Transformation aus: Initiative und Organisation der Ausbildung durch Kirchenleitung / geistliche und theologische Prägung der Kurse / weniger Differenzierung, stärkeres Zusammenwirken der pastoralpsychologischen Schulen / Gemeindebezug der Seelsorge. Er schloss mit einem starken Plädoyer für die Seelsorge heute: „ Mit der ‚Seelsorgebewegung‘ hat es angefangen. Sie hat dazu geführt, dass wir viel gelernt haben im Westen wie im Osten. Vielleicht müssen wir jetzt wieder zu den Anfängen zurück. „Bewegung“ würde ich dann im doppelten Sinn verstehen:
Immer wieder neu eine Bereitschaft zum Lernen im persönlichen und professionellen Sinn,
und so gestärkt: Seelsorge als Aufbruch zu den Menschen inmitten und am Rande unserer Gemeinden, heraus aus der Talsohle, in der wir uns als Kirche gegenwärtig befinden.“
Nach einer Response von Pfr. i. R. Günther Eisele (Tübingen, einer der damaligen Trainer aus dem Westen) mit einem „Blick auf diesen Transformationsprozess aus Westperspektive“ wurde in Arbeitsgruppen das weite Panorama von zehn Arbeitsfeldern pastoralpsychologischer Seelsorge- und Seelsorgeausbildung in der DDR in Kurzporträts und Gespräch skizziert. Die weitere Gruppenarbeit diskutierte die Forschungshypothese am Beispiel der Profile pastoralpsychologischer Ausbildung in den Kirchen der DDR. Zum Abschluss dieses ersten Tages stellte Pfarrer Michael Böhme (Leipzig) seine umfassende Bibliographie aller Titel zum Thema Seelsorge vor, die in der DDR veröffentlicht wurden – eine hervorragende Grundlage für weitere Forschungsarbeiten!
Schon dieser erste Tag zeigte, dass das Format der Tagung ‚Blick in die Geschichte auf Potentiale gegenwärtiger Herausforderungen hin‘ großen Sinn macht.
Diesen methodischen Ansatz einer „historisch informierten Praktischen Theologie“ (Wolfgang Ratzmann bei der Auftakttagung) bekräftigte Prof. Dr. Maike Schult (Marburg) – nach einer Morgenandacht von Prof. Dr. Alexander Deeg – in ihrem Vortrag am Samstagvormittag. Eine Praktische Theologie, die praktisch-theologische Zeitgenossenschaft entwickeln und reflektieren will, könne dies nicht ohne zeitgeschichtlichen Horizont. Doch gerade dieser fehle in allen aktuellen praktisch-theologischen Entwürfen. Dabei konfrontiere die ‚Kooperation mit Zeitgeschichte … die Arbeit der Theologie mit den Schrecken des 20. Jahrhunderts‘, was zum ‚Ende theologischer Harmlosigkeit‘ führe. So unterstrich sie den methodischen Ansatz der Forschungsstelle als einen längst überfälligen. Im zweiten Abschnitt ihres Vortrags „Praktisch-theologische Leitfragen der (Seelsorge

und) Seelsorgeausbildung im 21. Jh.“ skizzierte sie Seelsorgekompetenz als einen Prozess lebenslangen Lernens der Person im Kontext des jeweiligen Ortes und der jeweiligen Zeit, der als sehr anspruchsvolle und komplexe Tätigkeit hohe Professionalität erfordert. Seelsorge müsse „Fremdkörper“ im jeweiligen Getriebe sein, ein Sich-dem-Andern-Nähern in Absichtslosigkeit, in einer Gesellschaft voller Absichten Lebenshilfe zweckfrei anbieten.
Die anschließenden Gespräche in kleinen Gruppen reflektierten alle Beiträge der Tagung und trugen Potentiale für die Kirche der Zukunft aus den DDR-Erfahrungen mit pastoralpsychologischer Seelsorge und Seelsorgeausbildung zusammen. Damit sind gute Grundlagen für weitere Forschungen gelegt, zwei junge Forscher konnten an der Tagung teil- und wichtige Aspekte für ihre Forschungen mitnehmen.
Ein großer Dank gilt den Mitgliedern der Vorbereitungsgruppe, Pfarrer Werner Biskupski, Pfarrer Michael Böhme, Prof. Dr. Alexander Deeg und Prof. em. Dr. Ziemer! Sie haben ein entscheidendes Fundament für die weitere Tagungsarbeit der Forschungsstelle gelegt.
Die Tagung soll dokumentiert werden, Näheres dann im nächsten Bericht.

Außer dieser Tagungsarbeit arbeitet die Forschungsstelle weiter an der Bibliografie und ihrer Rubrizierung, an einem digitalen Format für ein Who's Who der Kirchen in der DDR (in Kooperation mit den kirchlichen Zeitgeschichtlern in Leipzig, Halle und Jena) sowie mit in einem interdisziplinären Seminar an der Theologischen Fakultät zu „Oral history“. Außerdem wird eine Reihe mit theologischen Texten aus der DDR als kommentierte Quellensammlung vorbereitet.

Sehr förderlich für die Arbeit ist, dass nach dem Umzug der gesamten Fakultät in ein gemeinsames Haus in der Beethovenstr. 25 die Forschungsstelle nun ihren Raum auf der Etage der Praktischen Theologie hat, so kann ihre Arbeit kann über die nunmehr kurzen Wege noch stärker dort eingebunden werden.

Aussprache zu Vortrag und Respons – Michael Böhme, Jürgen Ziemer, Günther Eisele (v.li. n. re.)

Arbeit in Gruppen
Prof. Dr. Peter Zimmerling, stud.-theol. Kevin Silzebach, Dr. Hanna Kasparick (v.li. n. re.)

„Gott würfelt nicht“

Albert Einstein

Es gibt zwei Arten,
sein Leben zu leben: entweder so,
als wäre nichts ein Wunder,
oder so, als wäre alles ein Wunder.

Albert Einstein

Eine neue Art von Denken ist notwendig,
wenn die Menschheit weiterleben will.“

Albert Einstein

Wissenschaft ohne Religion ist lahm,
Religion ohne Wissenschaft blind.

Albert Einstein

Apostelfiguren, Kirche Liebenau
Foto: P. Ehrhardt

Die Lutherbibel 2017
als Sprachmuseum

von Pfr. Dr. Reinhard Junghans, Borna

Jede neue Revision der Lutherbibel muss sich mit einem Problem auseinandersetzen, das Martin Luther unbekannt war. Es handelt sich um die Tradition der Lutherbibel. Luther konnte ohne Rücksicht auf eine traditionelle deutsche Bibel seine Theologie und seine Methode der Übersetzung anwenden. Dabei war es ihm besonders wichtig, eine Sprache zu finden, die von möglichst vielen Menschen auch ohne große Vorbildung verstanden wird. Schon zu seinen Lebzeiten hat er seine Lutherbibel immer wieder redigiert. Um eine allgemein verständliche Sprache zu erzielen, hat er seine Studierenden gefragt, welches Wort im deutschen Sprachraum am Verbreitesten ist. Diese Methode hat die Herausbildung der deutschen Hochsprache stark befördert. Viele noch heute gängige Redewendungen stammen aus der bildhaften Sprache der Lutherbibel.

Was ist nun unter den heutigen Bedingungen eine gute Lutherbibel? Orientiert sich eine gute Lutherbibel vor allem an dem Sprachduktus von Martin Luther? Greift eine gute Lutherbibel vor allem die Theologie Martin Luthers auf? Oder nutzt eine gute Lutherbibel die Methode von Martin Luther, eine für die Zeitgenossen verständliche Sprache zu finden. Je nachdem, wie der Schwerpunkt gesetzt wird, wird das Ergebnis recht unterschiedlich ausfallen.

Die Redaktoren der Lutherbibel 2017 besitzen alle einen sehr hohen Bildungsgrad. Ihnen ist das Lutherdeutsch vertraut und sie können damit lebendig umgehen. Insofern ist es für sie kein Problem, das sich am Sprachduktus von Martin Luther orientierende Ergebnis der Revision 2017 für sich auch persönlich zur Glaubensstärkung zu nutzen. Diese Charakteristik kann man keinesfalls für den durchschnittlichen Leser der Lutherbibel voraussetzen. Das betrifft auch die Gottesdienstgemeinde, die nun jeden Sonntag die Lesungen in der Fassung der neuen Revision der Lutherbibel vorgelesen bekommt.

Die Sprachanbindung an die Sprache Martin Luthers lässt die Sprachentwicklung der letzten 500 Jahre außen vor. Diese Kritik betrifft weniger das Übertragen in eine heutige Ausdrucksweise, als vielmehr, dass bestimmte heutige Begriffe in der Zeit Luthers unbekannt waren. Da wird man bei Begriffen, wie Auto, Computer und Eisenbahn, problemlos darüber hinwegsehen können. Jedoch gibt es Begriffe, die heute einen hohen emotionalen Stellenwert haben und auch wichtige Anliegen des christlichen Glaubens beinhalten, aber in unserer Lutherbibel nicht oder nur marginal vorkommen. Dieses Problem bildet sich einfach heraus, weil sich der Wortschatz der hebräischen und griechischen Sprache der Bibel schon zu den Zeiten Luthers erweitert hatte und sich eben in den letzten 500 Jahren nochmal vielfältiger wurde. Hinzu kommt, verschiedene Begriffe haben früher mehrere Bedeutungen gehabt, die sich heute in eigenen Sprachformulierungen wiederfinden.

Bevor diese Problematik an Beispielen näher erläutert werden soll, sei noch auf ein oft wenig beachtetes Phänomen der Sprache hingewiesen. Jedes Wort löst bei dem Leser oder Hörer immer zuerst eine eher positive, neutrale oder negative Emotionalität aus. Erst danach wird die Sachebene erfasst. Wenn in einer positiven Aussage aber Worte mit verschiedener Emotionalität verwendet werden, kann die positive Aussage nicht in rechter Weise erfasst werden. Die Emotionalität von Worten hat sich in den letzten 500 Jahren verändert und kann selbst bei zwei verschiedenen Familien im Einzelfall bei ein und demselben Wort unterschiedlich sein. Wenn sich Menschen unterhalten und dabei den Worten eine unterschiedliche Emotionalität zuordnen, sind Missverständnis vorprogrammiert, obwohl die Sachebene geklärt erscheint. Andersherum kann es auch bei Missverständnissen sinnvoll sein, sich einmal über die Emotionalität bei bestimmten Schlüsselbegriffen auszutauschen.

Diese Problematik spielt bei der Verbindung von dem in der Regel positiv besetzten Wort „Gott“ mit dem heute negativ wahr genommenen Verb „fürchten“ eine wichtige Rolle. Vom biblischen Erzähler her wird mit dieser Verbindung in der Regel ein grundsätzlich positives Anliegen verbunden.[1]

Zu der Spannung von Liebe und Furcht

[1] Die folgenden Absätze sind die gekürzte, aber auch überarbeitete Fassung von Reinhard Junghans: Ist Gott zum Fürchten? Deutsches Pfarrerblatt 115 (2015) Nr. 10, 587-589.

ist im 1. Johannesbrief (4, 18) zu lesen: „Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die vollkommene Liebe treibt die Furcht aus; denn die Furcht rechnet mit Strafe. Wer sich aber fürchtet, der ist nicht vollkommen in der Liebe.“ Demgegenüber wird die Furcht des Herrn an verschiedenen Stellen in der Bibel positiv beschrieben (Ps 31, 20; Spr 14, 27).

Für uns heute hat das Wortpaar „fürchten“ und „Furcht“[2] eine Bedeutungsdimension faktisch verloren. Sie kommt nur noch in religiösen Texten vor, deren Verfasser die Dimension von Ehrfurcht in der Furcht kennen. Wem diese Bedeutung nicht mehr bewusst ist, wird entsprechende Texte zwangsläufig fehlinterpretieren. Im Lutherdeutsch beinhaltete das Wort „Furcht“ auch die Bedeutung von „Ehrfurcht“. Das Wort „Ehrfurcht“ war nach Auskunft des Deutschen Wörterbuchs der Gebrüder Grimm zurzeit Luthers noch nicht in Gebrauch.

Luther hat keinesfalls bei dem Gebrauch[3] des Wortes „fürchten“ eine „Fürchte-Theologie“ entwickeln wollen. Dazu war für ihn die gute Botschaft Gottes eine viel zu sehr befreiende Botschaft, die Heil und Segen für die Menschen bringt. In einer Predigt über das 1. Buch Mose (1523/24, gedruckt 1527) erläutert Luther dem damaligen Hörer den Sprachgebrauch von „Gottes Furcht“, da wohl schon damals das Wort „Furcht“ in diesem Zusammenhang missverständlich war: „Also mus man die furcht ynn der schrifft verstehen, das es nicht deute auff furcht odder schrecken, so ein augenblick weret, sondern das es sey das gantze leben und wesen, das da gehet ynn ehren und schew fur Gott. Denn es wird niemand Gott dienen denn der sich fur yhm furchtet.“[4]

Mit dieser Erläuterung greift Luther ein Problem der damaligen deutschen Sprache auf. Sie kannte damals für „Ehrfurcht haben“ kein eigenes Wort. Das Bedeutungsfeld liegt mit in dem Wort für Fürchten, wie es auch im Hebräischen der Fall ist (jāre’)[5]. Nur an wenigen Stellen lesen wir in der heutigen Lutherbibel „Ehrfurcht“. „Haltet meine Sabbate und habt Ehrfurcht vor meinem Heiligtum. Ich bin der Herr.“ (3. Mose 26, 2) In der Lutherbibelausgabe von 1545 steht jedoch „fürchten“[6] . In der Übersetzung der Guten Nachricht wird „Ehrfurcht“ wesentlich öfter gebraucht. In der Lutherbibel 2017 bleibt die Redewendung „Gott zu fürchten“in den verschiedenen Sprachformen leider unverändert bestehen.

Da sich aber unser Sprachempfinden in den letzten 500 Jahren doch deutlich gewandelt hat, empfiehlt es sich, das Wortpaar „fürchten/Furcht“ entsprechend unseres heutigen Sprachgebrauchs gemäß dem jeweiligen Kontext zu übersetzen und auch im kirchlichen Alltag zu gebrauchen. Formal auf die Tradition der Luthersprache hinzuweisen, ist zu wenig. Die Übersetzungstechnik Luthers bestimmt eben am Ende auch inhaltlich das Ergebnis mit, damit der einfache Leser möglichst viel ohne Vorbildung verstehen kann. Auch der Kleine Katechismus benötigt in dieser Frage von seiner Formulierung „Wir sollen Gott fürchten und lieben“ eine Korrektur. Dann würde es für die meisten Menschen doch viel verständlicher und nachvollziehbarer heißen: „Wir sollen Gott ehren und lieben.“. Die Formulierung „Wir sollen vor Gott Ehrfurcht haben und ihn lieben.“ ist einfach zu umständlich.

Ähnlich gelagert, ist auch die Benutzung von den Sprachformen zu „ermahnen“ und „Ermahnung“. Für uns heute sind diese Worte negativ besetzt. Darin verbergen sich Verbote und Fehlverhalten, die mit einer Strafe versehen werden. Jedoch werden die Leser der Bibel zu positiven Verhalten ermahnt, ohne dass eine Strafandrohung mitschwingt. So lesen wir beispielsweise in Römer 12, 1: „Ich ermahne euch nun, Brüder und Schwestern, durch die Barmherzigkeit Gottes, dass ihr euren Leib hingebt als ein Opfer, das lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei.“

[2] Wörterbuch zu Dr. Martin Luthers deutschen Schriften/ Philipp Dietz. Bd. 1. Leipzig 1870, 744-746. Im Lutherdeutsch drückt eine Genetivkonstruktion mit „Furcht“ aus, wovor man sich fürchtet. Im heutigen Deutsch wird dafür eine Präposition benutzt. Deshalb wird beim formalen Übertragen einer solchen Genitivkonstruktion in das heutige Deutsch der Sinn entstellt. Da ist die „Furcht des Herrn“ nicht die Ehrfurcht vor dem Herrn, sondern der Herr fürchtet sich.

[3] Deutsches Wörterbuch/ von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm. Bd. 3. Leipzig 1862, Sp. 54-57 (Ehre), 68f (Ehrfurcht): Luther kannte noch nicht das Wort „Ehrfurcht“. Das bestätigt auch das Suchergebnis in den digitalen Werken Luthers: http://luther.chadwyck.co.uk; Bd. 4, 1878, 695-709 (Fürchten - ohne Bezug zu Ehrfurcht), 683-692 (Furcht).
Unter dem Artikel „ehrfürchtig“ (Bd. 3, 68) findet sich folgender Hinweis zu Melanchthons Brief an den Rat der Stadt Esslingen am 3. Juli 1550. Melanchthons Briefwechsel. Bd. T 20. Stuttgart-Bad Canstatt 2019, 301, 16: „dieweil er waise ist, und zu so ehrfürchtig, züchtig und friedliebend“ Dieser Hinweis wird auch in der Neubearbeitung übernommen: Deutsches Wörterbuch. Neubearb. Bd. 7. Stuttgart 1993, 272. Ansonsten konnte bis jetzt kein weiterer Nachweis im 16. Jahrhundert gefunden werden.
Für das Wort „Ehrfurcht“ legt die Neubearbeitung als frühesten Beleg einen Beleg aus dem Jahre 1593 vor. Deutsches Wörterbuch. Neubearb. Bd. 7, 270.

[4] WA 24 (1900), 549b, 11-13; vgl. auch Das schöne Confitemini“ (1530) „Denn Gott fuerchten jm Ebreischen heisst eigentlich, das, so wir deudschen heissen, Got dienen, und Gottes furcht, Gottes dienst. WA 31 1 (1913), 89b, 25f.

[5] Theologisches Wörterbuch zum Alten Testament [ThWAT]/ hrsg. von G. Johannes Botterweck ... Bd. 3. Stuttgart 1982, Sp. 869-893; bes. 878 „Gottesfurcht bedeutet also auch in Mesopotamien unter Abschwächung des Moments eigentlicher Furcht durchweg Gottesverehrung, Gottesdienst, Kult ...“; 887 „wUrspr. sind mit den JHWH-Fürchtigen die im Heiligtum als Kultgemeinde Versammelten gemeint.“; 888 Bedeutung von „verehren“ in Nehemia 1, 11.

[6] WA. Deutsche Bibel 8 (1954), 417.

Das Wortpaar „ermutigen“ und „Ermutigung“ kommt bei Luther nicht vor. Den frühesten Nachweis bei google-books konnte im Jahre 1632 gefunden werden.[7] Auch hier hat es eine Sprachentwicklung gegeben, die bei einer Bibelübersetzung berücksichtigt werden sollte. Obwohl die Bibel eine ermutigende Botschaft hat, liegen Sprachformen von „ermutigen“ in der Lutherbibel 2017 nicht vor.[8]

Das Problem ist, dass die Bedeutung von „ermutigen“ einerseits in dem Verb „ermahnen“ mit enthalten ist[9] und andererseits sich die Pädagogik geändert hat. Während man früher viel stärker meinte, durch Ermahnungen und Verbote erziehen zu müssen, entwickelt sich zunehmend die Perspektive, Menschen durch Wertschätzung und eben durch Ermutigung zu einem positiven Handeln zu bewegen. Man möge an die Zehn Gebote denken, die im Konfirmandenunterricht oft mit der Aufgabe versehen werden, die dortigen Anliegen einmal positiv zu formulieren. Insofern ist die Übersetzungsproblematik nicht allein ein Sprachproblem, sondern auch ein Problem der allgemeinen Entwicklung des Menschen. Indem neue Perspektiven für diese Entwicklung entdeckt werden, entfaltet sich dazu auch eine neue Sprache. Diese neuen Perspektiven in Psychologie und Pädagogik sind jedoch auch in den alten heiligen Schriften enthalten. Dafür wurde aber dort die damals zur Verfügung stehende Sprache gebraucht. Damit eben die Bibel nicht nur als Sprachmuseum für den modernen gebildeten Menschen erscheint, muss eine neue Bibelübersetzung diese Prozesse berücksichtigen.

Auch bei dem folgenden Beispiel hat es eine Entwicklung im Denken der Menschen gegeben. Heute wird in vielfältiger Weise von Energie gesprochen. Ohne die verschiedensten Energieformen wäre unser modernes Leben überhaupt nicht vorstellbar. Die Gleichsetzung von Energie und Materie durch Albert Einstein (1879-1955) hat die Physik und das allgemeine Weltbild gravierend verändert. Das Wort „Energie“ löst positive Emotionen aus, denn ohne Energie würde sich weder etwas in unserer Welt noch in unserem Leben bewegen.

Nun kommt das Wort „Energie“ in der Lutherbibel nicht ein einziges Mal vor. Das heißt aber nicht, das Phänomen „Energie“ kommt nicht vor. Es wird durch das Wort „Kraft“ abgebildet. Ein bekanntes Bibelwort steht dazu im Psalm 27, 1 „Der Herr ist meines Lebens Kraft.“

[7] Die Recherche fand am 24.09.2021 statt. Breithaupt, Johann Friedrich <Hebraist und Rechtsgelehrter, 1639-1713>: Christliche Helden Insel Malta. Frankfurt am Main 1632, 139: „Wie dergleichen Zeuge zu Anreitzung mannlicher Dapfferkeit und ermutigung der Rosse/ [...]“ In einem Wörterbuch von 1691 taucht „Ermutigung“ ebenfalls auf. Der Deutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs oder Deutscher Sprachschatz. Nürnberg 1691, 1301. Dieses Wörterbuch enthält das Wort „Ehrfurcht“ nicht. Vgl. auch Deutsches Wörterbuch ... Neubearb. Bd. 8. Leipzig 1999,1994f.

[8] In den Apokryphen gibt es eine Stelle: 2. Makkabäer 15, 8. In der Guten Nachricht (2000) gibt es einschließlich der Apokryphen 31 Fundstellen.

[9] Wörterbuch zu Dr. Martin Luthers deutschen Schriften/ Philipp Dietz. Bd. 1. Leipzig 1870, 581. Hier wird auf die Bedeutung von „ermuntern“ hingewiesen.

Das Wort „Energie“ leitet sich aus dem Griechischen ab. Das Wort „ἐνέργεια“ bedeutet so viel wie Wirksamkeit. Es kommt auch im Neuen Testament vor und wird in der Lutherbibel mit „Kraft“[10] (Kol 2, 12) oder „Wirkung“ (Eph 1, 9) wiedergegeben.

Im allgemeinen deutschen Sprachgebrauch wird „Energie“ im 18. Jahrhundert dem Französischen entlehnt. So auch bei Nikolaus Graf von Zinzendorf (Gründer und Bischof der Herrnhuter Brüdergemeine, 1700-1760).[11] Die heutige physikalische Bedeutung kommt im Jahre 1807 durch den englischen Mediziner und Physiker Thomas Young (1773-1829) auf.[12]

Im allgemeinen Sprachgebrauch steht „Kraft“ schnell im Zusammenhang damit, etwas mit ambivalenten Mitteln durchzudrücken, und bekommt dadurch ein negatives Image. Demgegenüber entwickelt die Vorstellung von „Energie“ eher ein offenes und in die Zukunft gewandtes System.

Wenn von einer Persönlichkeit voller Kraft gesprochen wird, löst dies bei Menschen andere Gedanken aus, als wenn sie eine Persönlichkeit voller Energie erleben. „Kraft“ hat durch den Missbrauch gegen das Leben ein negatives Image erlangt. Natürlich können auch

Energien Leben zerstören. Jedoch wird „Energie“ eher als Quelle für das Leben wahrgenommen. Diese Vorstellung korrespondiert mit einem Gottesbild als Quelle des Lebens (Ps 36, 10). Dort wird der Glaube zur Energiequelle für die aus ihm herauswachsenden Handlungsmuster.

Insofern empfiehlt es sich, eben nicht nur von der „Kraft Gottes“, sondern eben auch von der „Energie Gottes“ zu reden. Die Rede von der „Energie Gottes“ kann

[10] Die folgenden Absätze sind die gekürzte, aber mit Anmerkungen versehene Fassung von Junghans, Reinhard: Der Herr ist meines Lebens Energie. Der Sonntag (Leipzig 2021) Nr. 34 (22. August 2021), 4.

[11] Im Deutschen Wörterbuch der Gebrüder Grimm kommt das Wort „Energie“ nicht vor. Energie. In: Deutsches Fremdwörterbuch. 2. Aufl. Bd. 5. Berlin 2004, 133-140, bes. 135: [Zinzendorf, Nikolaus von]: Der teutsche Sokrates. Leipzig [1732], [301]: „Es sind etliche Frantzösische und Lateinische Wörter (woran dem gemeinen Mann nicht gelegen) in ihrer Sprache um der mehrern Energie willen gelassen worden, die man sich (zur Noth) von einem guten Freunde kan erklären lassen, [...]“ „Energie“ ist hier in lateinischen Buchstaben bei den sonst üblichen Frakturbuchstaben als Fremdwort gekennzeichnet.

[12] Siehe zur Begriffsgeschichte von Energie: https://de.wikipedia.org/wiki/Energie (24.09.2021).

viel stärker deutlich machen, dass alles Leben und die gesamte Wirklichkeit von der Energie Gottes abhängt und dass diese Energie Gottes auch dort, wo alles verloren scheint, neues Leben stiften kann. Die wissenschaftliche Vorstellung, alles ist irgendeine Form von Energie, und die Schöpfungsaussage, Gott hat alles geschaffen, stehen in einem engen Zusammenhang. Diesen Zusammenhang kann das Wort „Kraft“ so nicht zum Ausdruck bringen. Der Leser mag einmal die Formulierung „Der Herr ist meines Lebens Energie.“ auf sich wirken lassen.

Der oft unreflektierte Gebrauch von Worten mit negativer Emotionalität in der Bibel erschwert den Zugang zur segensreichen Botschaft des barmherzigen Gottes. Mitunter hatten diese Worte früher eine positive Emotionalität. Das betrifft beispielsweise das Wort „Gewalt“ im Sinne von Kompetenz und Entscheidungsbefugnis. Diese positive Deutung ist spätestens seit dem Missbrauch durch physische und psychische Gewalt in den Diktaturen des 20. Jahrhunderts Geschichte. So wirkt der sogenannte Missionsbefehl anachronistisch, wenn er mit den Worten beginnt „Mit ist gegeben alle Gewalt [...]“ (Mt 28, 18). Gerade auch der Machtmissbrauch im Zusammenhang mit mancher Mission lässt den kundigen Leser stutzig werden. Im Griechischen selbst steht eigentlich „Freiheit“ („ἐξουσια“)[13], das mit einer positiven Freiheit verbunden werden kann, sinnvolle Entscheidungen durchzusetzen. Wenn man den heutigen sowohl emotionalen als auch sachlichen Sprachgebrauch berücksichtigt, wird man bei dieser Passage eher zu dem Ergebnis kommen „Mir sind gegeben alle Freiheiten/Möglichkeiten [...]“[14] Das Wort „Gewalt“ schickt den unkundigen Leser auf die völlig falsche Fährte.

Die Lutherbibel 2017 hat versucht, in besonderer Weise die Sprache Martin Luthers zur Geltung zu bringen. Luther hatte weniger Achtung vor seiner eigenen Sprache als die Lutherbibelredakteure, denn er passte sie den Sprachgewohnheiten der Menschen an. Wenn Luther heute seine Bibel revidieren würde, würde er viel stärker aktuelle Sprachentwicklungen einbeziehen.

Bei einem Problem, das damals nicht so akut war, dürfte man gespannt sein, wie es Luther lösen würde. Damals konnten nur wenige Lesen und Schreiben. Es waren vor allem die Gebildeten. Insofern war der komplizierte Satzbau kein zentrales Problem der Luthersprache. Heute können theoretisch alle lesen und schreiben. Jedoch sind vor allem amtliche Internetseiten darum bemüht, auch die Variante für eine einfache Sprache im SMS-Zeitalter anzubieten. Um der Verständlichkeit willen müssten die komplizierten Luthersätze auseinandergenommen werden. Die Bibelübersetzungen, die diesen Satzumbau praktizierten, haben leider auch an Inhalt verloren. Denn eine einfache Sprache darf nicht zur Vereinfachung des Inhalts führen. Die komplizierten Sätze Luthers spiegeln eben auch die Komplexität bestimmter Probleme wider. Diese Problematik wird wohl für jeden Bibelübersetzer eine Herausforderung bleiben.

Mit der Revision der Lutherbibel 2017 ist eine Chance verpasst worden, das gute Evangelium mit heutigen angemessenen und mit positiven Emotionen besetzten Worten auszudrücken. Insofern beruht die Revision der Lutherbibel 2017 vor allem auf den Maßstäben des Luthertums und weniger auf denen von Martin Luther. Eine Lutherbibel reduziert sich eben nicht nur auf die Luthersprache, sondern sollte vielmehr von dem grundsätzlichen Anliegen Martin Luthers eben auch in didaktischer Hinsicht geprägt sein.

Wo viel Gefühl ist,
ist auch viel Leid
Leonardo da Vinci

Barockes Epitaph,
Kirche Gostemitz
Foto: P. Ehrhardt

[13] Griechisch-Deutsches Wörterbuch/ von Walter Bauer. Nachdr. der 5. Aufl. Berlin 1971, 550-552. Hier wird die erste Bedeutung mit „die Freiheit, das Recht zu handeln“ angegeben. Mt 28, 18 wird als Beispiel unter 3. genannt. Hier wird die Bedeutung mit Machtvollkommenheit auf Jesus bezogen. Die dann bei Matthäus folgenden Themen Taufe, Bildung und Mission haben vor allem etwas mit Freiheit zu tun und weniger mit Machtstrukturen.

[14] Auf dieses Problem hat schon Pfr. i. R. Wilfried Scharte hingewiesen: Die „Gewalt“ im Tauf-„Befehl“. Deutsches Pfarrerblatt 111 (2011). H. 10, 537f. Der aktuelle Versuch, das Problem damit zu lösen, „Gewalt“ durch „Macht“ zu ersetzen, kommt nur vom Regen in die Traufe. Fritz, Hartmut: „Gewalt“ oder „Macht“. Deutsches Pfarrerblatt 121 (2021) H. 7, 456f.

Pastorale Existenz
in säkularen Zeiten

Vortrag von Fulbert Steffensky auf der Regionalkonferenz der Pfarrerinnen und Pfarrer in Hannover 2016

Wir sind Kirche im Exil. Wir können uns den Ort, die Zeit und die Gesellschaft nicht aussuchen, in denen unsere Kirche lebt und versucht, die alte Nachricht von der Gnade Gottes und dem Recht der Armen zu verbreiten. Ort und Zeit unserer Kirche: eine säkulare Welt, die wir sind und in der wir leben. Wir sind Kirche im Exil, die konstantinische Zeit ist vorbei. Wir sind in Babel und wir leben in Babel. Der Prophet Jeremia schreibt eine Art Dienstanweisung für die in Babel exilierten Juden. Er schreibt: „Baut Häuser und wohnt darin; pflanzt Gärten und esst ihre Früchte! Nehmt euch Frauen und zeugt Söhne und Töchter!“ Seine Anweisung: Werdet hiesige! Einen anderen Ort als Babel habt ihr nicht und habt ihr nicht zu erwarten. Zwar gibt es Lügenpropheten unter euch, die behaupten, Babel sei eine kurze Episode, und bald sei man wieder im alten angestammten Land. Jeremia zerstört diese Illusion. 70 Jahre soll der Aufenthalt in der Fremde dauern, ein Leben lang. So lange soll das Volk heimisch in der Fremde sein, Häuser bauen und Gärten pflanzen.

Was braucht das Volk in der neuen Welt Babylons, damit es nicht völlig fremd und unbeheimatet bleibt? Was ist nötigt, dass sie dort ihr eigenes und der Stadt Bestes suchen können? Zunächst eine gewisse Treuelosigkeit der alten Welt gegenüber. Sie werden nie Boden unter die Füße bekommen, wenn sie ständig der alten Welt nachweinen. „Ich vergesse, was hinter mir liegt, und strecke mich aus nach dem was vor mir ist.” (Philipper 3,13) Die alte und uns so wohl gesonnene Welt hat kein Recht, das Diktat unserer Erinnerung zu sein. Sie hat kein Recht, sich als einzigartig aufzuspielen. Die verklärte Erinnerung an die alte Welt könnte sich als Feind der neuen erweisen. Eine Weise, gänzlich unbeheimatet im Neuen zu bleiben, ist der Vergleich der beiden Welten, der alten und der neuen. Vergleiche sind immer bösartig und zerstörerisch, nicht nur in diesem Fall.

Was brauchen wir als Tugend im Exil? Zunächst die Kraft, die Illusion aufzugeben, es sei früher in der konstantinischen Zeit in der Kirche und für die Kirche alles besser gewesen. Aber war unsere abendländische Gesellschaft je so christlich, wie wir vermuten? War es wirklich unser Jerusalem, wie wir rückschauend vermuten, oder war es auch immer schon Babylon? Liegt ein Teil unserer Depression nicht in der falschen Annahme, es hätte einmal eine Zeit gegeben, in der der Geist Christi eine selbstverständliche Stätte in unserer Gesellschaft gehabt hätte, heute aber sei jener Geist verjagt und aufgegeben. Ja, religiös war diese alte Welt. Man sieht es an ihren großen Kirchen, die man gebaut hat. Aber war sie damit schon christlich?

Vielleicht ertragen wir die Mühen des Weges, der vor uns liegt, leichter, wenn wir wahrnehmen, dass die alten Häuser den Geist Christi viel weniger geborgen haben, als wir annehmen. Was hat die stählerne Pracht des Petersdoms in Rom und die berühmte Kaufmannskirche in Hamburg mit dem Geist Christi zu tun? Was hat das sogenannte christliche Abendland mit der merkwürdigen Mischung aus Geist und Verrat, aus Frömmigkeit und Machtgelüsten mit dem armen Mann Gottes aus Nazareth zu tun? Nein, jenes Abendland war weniger christlich, als wir ihm unterstellen. Ich war einmal im Petersdom in Rom, neben mir ein englisches Ehepaar, das sich nicht an der stählernen Schönheit des Raumes erfreute. Die Frau sagte zu ihrem Mann: Diese Kirche hätte nie gebaut werden dürfen! Darum ist es ein Glück und der Anfang einer neuen Freiheit, dass wir nie mehr Kirchen bauen können, wie wir sie gebaut haben; dass wir von den Mächtigen des Landes nie mehr hochgeachtet werden, wie wir geachtet wurden, und dass die Kirchen ihre alte Selbstverständlichkeit verloren haben. Die Kirche ist kleiner geworden, und die Kirche ist schöner geworden. Jeder Auszug bedeutet Schmerz und Verlust, besonders wenn man noch nicht weiß, wohin man kommt. Aber es gibt Verluste, die einen reicher machen, und es gibt Schmerzen, die Geburtsschmerzen sind. Je mehr Menschen überzeugt sind von jener anderen Stadt, „deren Baumeister Gott ist“ (Hbr. 2), und je faszinierter sie von ihrer Vision sind, umso ungerührter werden sie die Totenstädte verlassen. „Gott hat etwas Besseres für uns vorgesehen.” heißt es im Hebräerbrief. Also können wir auf die eigene Mutlosigkeit spotten. Dies brauchen wir als Kirche im Exil: Wir müssen aufhören unserer eigenen Vergangenheit nachzuweinen. Wir waren noch nie, die wir sein sollten. Zu unserer Freiheit gehört die Freiheit von Illusionen und die Kraft, die Realität zu bejahen, in der wir leben. Das heißt: Ja sagen zum Exil, wohl mit Trauer, aber ohne Ressentiment. Wir müssen hiesige werden, denn auch dies ist eine von Gott geschenkte Zeit. Ich will uns die Trauer darüber nicht ausreden, dass wir kleiner werden und dass Menschen in Scharen die Kirchen verlassen. Ich will nur nicht, dass wir in dieser Trauer erstarren. Wir sind nicht die Herren der Zeit, in der wir leben. Gott ist der Herr der Zeit.

Wir leben als Christen nicht nur in Babylon, unsere Seelen haben Teil an Babylon. Ich möchte im nächsten Teil nach unserem Glauben und unserem Unglauben fragen. Wir sind endliche Wesen, endlich auch in unserer Fähigkeit zu glauben. Ich frage zunächst nach dem Kontext unserer Glaubensversuche. Sie sind ja nicht unabhängig von den Zeiten, in denen wir leben. Und von den Menschen, mit denen wir leben.

Wir sind in unserer Welt atheismusfähig geworden. Das waren die Menschen in der Welt meiner Kindheit nicht. Sie waren alle religiös. Religion hatte eine unbefragte Praxis, z.B. im erwarteten Gottesdienstbesuch. Religion verliert ihre Selbstverständlichkeit, wo es keine religiöse Praxis gibt. Unsere Religion war einmalig. Am Ort meiner Kindheit gab es eine einzige protestantische

Familie. Neben uns lebten keine Buddhisten, Muslime oder gar Atheisten. Heute ist Religion eine von mehreren Optionen. Atheismus z.B. war als Option in der Welt meiner Kindheit nicht vorgegeben. Religion war öffentlich. Die Welten waren religiös. Die Menschen waren in traditionalen Zeiten wohl nicht religiöser, als sie es heute sind. Aber die Welten waren religiös. Menschen waren von Religion umgeben, ob sie es wollten oder nicht. Die Zeiten waren religiös pointiert. Es gab die für alle verbindliche Adventszeit, in der man nicht tanzen ging und in der man nicht heiraten sollte. Es gab die Fastenzeit, die sich mit ihrer größeren Kargheit von anderen Zeiten unterschied. Die Häuser hatten oft religiöse Signaturen. Man hat das Datum der Erbauung eingemeißelt und den Psalmspruch: „Wenn der Herr das Haus nicht erbaut, bauen die Bauleute vergebens.“ Religion war nicht nur im Herzen verankert, sie lag auch draußen – in den heiligen Zeiten, Personen, Orten und Bräuchen. Diese christlichen Formenwelten sind verblasst, sie sind nicht mehr Mode. In einer Welt, in der alle religiös sind; in der es eine selbstverständliche religiöse Praxis gibt; in der man nur einen religiösen Entwurf kennt und der Religion öffentlich ist, ist es schwer, „gottlos“ zu sein. Es war eine naive Religion, weil „alle Überzeugungen in einem Kontext oder Rahmen des Selbstverständlichen bleiben“. (Charles Taylor: Ein säkulares Zeitalter, Frankfurt 2009, S. 13) Man lebte unter dem Dach „abgeschlossener Weltstrukturen“ (Taylor), geknechtet von ihnen und getröstet von ihnen. In unserer heutigen Situation kann der Glaube reiner und verantworteter werden, aber auch der große Zweifel ist möglich, zumindest die Glaubensunsicherheit, auch für uns Pfarrer und Pfarrerinnen.

Eine mühselige, aber menschenwürdige Arbeit ist, dass wir die Inhalte unseres Glaubens neu komponieren müssen. In keiner Zeit vorher musste man es in dieser Radikalität tun, außer vielleicht in der Reformationszeit. Denken Sie an die theologischen Diskussionen der letzten Jahre! Der Streit um die Bibel, das Alte Testament, die Christologie, um Kreuz und Erlösung. Das Glaubensgut war noch nie ein abgeschlossenes Paket, unverändert von Generation zu Generation zu überliefern. Wir sind gezwungen und uns ist erlaubt, uns neu darüber zu verständigen, was gilt und was nicht gilt. Ich habe oft in Pastoralkollegs gearbeitet und hatte gelegentlich den Eindruck, es gibt so viele Glaubensweisen; so viele Protestantismen, wie es Personen im Raum gibt. Das beklage ich nicht. Wo der Glaube lebendig ist, da verändert er sich. Da wird interpretiert. Wir „müssen die Distanz akzeptieren, die uns von toten Schriftstellern oder Sprechern erst recht von einem vergangenen Wort trennt.“ (M. De Certeau: Glaubensschwachheit, S. 238). Den Glauben haben wir an keiner Stelle anders als immer schon interpretierten Glauben, auch in der Bibel nicht. Protestanten verstehen etwas vom Bilderverbot, vom Geheimnis und der Ungreifbarkeit Gottes. Ein Schimmer von ihm ist in den Überlieferungen unserer Väter und Mütter, in der Bibel zu begreifen, aber nicht zu greifen. Nirgends gibt es das Wort Gottes pur. Seine Interpretationen im Lauf der Geschichte sind uns fremd und sie sind uns nah. Nirgends aber sind wir vom Schmerz und der Freiheit entbunden, den Glauben vom fremden Ufer an unser eigenes zu bringen. So muss jede Zeit neu lernen, den Namen Gottes neu zu entziffern und zu entziffern, wer Christus ist. Unsere Zeit muss es auf dramatische Weise. Neue Last und neue Schönheit!

Neu müssen wir nicht nur unsere Glaubensinhalte komponieren. Wir lernen auch neu, wie wir unsere Gottesdienste zu gestalten haben. Auch da viele Abschiede, viele Versuche, viele Irrtümer und Experimente; viel Streit und viele Auseinandersetzung. Auch da neue Last und neue Schönheit.

Wer sind wir als Pfarrer und Pfarrerinnen in einer säkularen Welt? Wir sind Menschen, die Größeres sagen, als ihr Herz verantworten kann. Wer das Evangelium verkündet, vertritt nicht nur sich selbst und die Reichweite seines eigenen Glaubens und Verstehens. Er vertritt eine Sache, die älter ist als er selbst und die grösser ist als das eigene Herz. Wenn wir predigen, lehren, taufen, den Segen im Gottesdienst sprechen, gehen wir immer in Schuhen, die uns zu groß sind. Wenn ich nur einen Gottesdienst besuche und weiter keine Funktion habe, habe ich es mit dem Glauben relativ leicht. Ich bette mich in die großen alten Versprechen der Psalmen, der Lieder und des Evangeliums. Es singen, beten und hören so viele mit mir; es haben die Psalmen vor mir so viele meiner Toten gesungen und gebetet. Die Stimmen der Lebenden und der Toten sind Zeugen der Wahrheit der alten Versprechen. Man muss nicht so fürchterlich authentisch sein, wenn man glaubt. Die Kirche ist auch eine Glaubensverleihanstalt, man schmuggelt sich dort in den Glauben der lebenden und toten Geschwister ein.

Viel schwieriger finde ich es, auf der Kanzel zu stehen und den Glauben zu predigen. Die Predigenden sind kleine Leute, die in zu großen Schuhen gehen. Sie haben ihren kleinen Glauben und gelegentlich auch ihre großen Zweifel und sollen von der Ganzheit des Lebens erzählen. Die Gefahr dieses Berufes ist, dass man gar nicht mehr merkt, dass man nicht glaubt oder dass der eigene Glaube karg ist. Das dauernde Reden der hehren Worte hat diese geläufig gemacht. Es könnte eine Redewelt entstehen, in der die Worte ihre Gültigkeit haben, weil sie dauernd gesprochen werden, weniger darin, dass sie geglaubt werden. Es besteht die Gefahr, dass man eher an die Worte glaubt als an Gott. Auch das ist ja eine Form des Unglaubens. Die Wirklichkeit hat es gelegentlich schwer, erkennbar zu werden

unter dem Horizont der immer schon beredeten Welt und der verbrauchten Geheimnisse. Ich gestehe: Je älter ich werde und je mehr ich rede, umso mehr erschrecke ich vor dem was ich sagen muss. Eine gute theologische Sprache ist eine schwere Sprache, die uns nicht leicht von den Lippen geht.

Wer sind wir als Lehrer und Lehrerinnen in unserem Verhältnis zu unseren eigenen Texten? Wir sind Boten einer fremden Nachricht. Das Bild verstehe ich zunächst als eine Entlastung: wir sind Boten. Wir sind nicht die Garanten der Kraft und der Schönheit dieser Texte. Ich bin ein Mensch, der eine schöne Feder auf seine Handfläche legt und sie in die Luft bläst. Ich bin weder für die Schönheit der Feder verantwortlich noch für den Blick, mit dem andere sie sehen. Man kann lehren, wenn man diese Leichtigkeit gelernt hat: ich bin nicht der Macher. Die Schönheit der Feder ist nicht mein Werk. Wir sind nicht die Nachricht. Sie ist natürlich nicht völlig von uns getrennt. Aber ich brauche meinen Glauben nicht zum Maßstab dessen zu machen, was ich sage. Wir sind Menschen in schweren und schönen Berufen. Vielen von uns fällt der Glaube schwer, vielen fällt das Beten schwer. Viele beten nur noch, wenn sie mit ihrer Gemeinde zusammen im Gottesdienst beten. Zum Glück: Ich verantworte die Nachricht von der List der Gnade, von der Auferstehung der Toten, vom Sieg des Rechts nicht. Wenn man die alte Botschaft sagt, nimmt man den Mund immer zu voll, nicht erst heute. Die Wahrheit der alten Geschichten und der Hunger der Menschen nach ihnen lässt uns Sätze sprechen, die größer sind als unser Herz. Der Hunger der Menschen baut am Glauben der Predigenden und der Lehrenden. Dies ist nur für den falsch, der in allen Stücken Meister seiner selbst zu sein, gezwungen ist. Die Authentizität der Lehrerenden besteht nicht darin, mit seiner eigenen Kargheit identisch zu sein. Manchmal besteht sie weniger aus unserem Glauben als aus unserer Sehnsucht danach, dass wahr sei, was diese Nachricht verspricht: die Bergung allen Lebens. Es ist nicht genug für unsere Arbeit, daß wir nur aus uns selber bestehen, aus unseren Überzeugungen, aus unseren Sagbarkeiten und aus den eigenen Reichweiten. Und wenn unsere Hoffnung gering ist, so spielen wir die Hoffenden, indem wir unserer Gemeinde, den Kindern in der Schule oder im Konfirmandenunterricht die Geschichten der Hoffnung erzählen. Was ist falsch daran? Die Größe unseres eigenen Glaubens allein kann nicht der Maßstab unserer Verkündigung sein.

Wo lernen wir lieben, was wir verkündigen?

Man kann auf Dauer nur etwas lehren, man kann nur predigen, wenn man lieben gelernt hat, was zu predigen ist; wenn man charmant gefunden hat, was zu sagen ist. Ich habe einen alten Missionar nach seinem Selbstverständnis gefragt, seine Antwort: „Wir Missionare sind Bettelleute, die weitersagen, wo es Brot gibt.“ Wir sind Bettelleute. Ich erwarte von Pfarrern und Pfarrerinnen nicht, dass sie unbenagte Glaubensfelsen ihrer Gemeinde sind. Aber wir könnten lernen, die alte Nachricht, die wir zu sagen haben, schön zu finden. An etwas glauben kann man auf Dauer nur, wenn man es schön gefunden hat. Ein

merkwürdiges Wort: etwas schön finden! Die Schönheit liegt nicht ohne weiteres auf der Hand. Schönheiten muss man suchen und entdecken. Darum die Frage: wo suchst du? Oft übersehen gerade die die Schönheit einer Sache, die täglich damit umgehen. Nimmst du dir Zeit für die Bibel, für die Meditation, für die Losungen, für das Gebet? Das Gebet ist die einzige Stelle, wo die Zweifel verstummen, zumindest wo sie schwach werden.

Kennen wir geistliche Übungen, die unsere geistliche Freiheit befördern? Ich habe das Bild des Balletts vor Augen, ein Bild des freien Fluges und schwereloser Schönheit. Aber haben Sie einer Balletttruppe schon einmal beim Üben zugesehen? Eine mühsame Knochenarbeit. Stunden um Stunden wiederholen die Tanzenden eine Einstellung, eine Szene, eine Kombination, bis sie ihnen zur zweiten Natur geworden sind und bis es uns als pure Leichtigkeit und Mühelosigkeit erscheint. Erst aus diesen harten Übungen entsteht etwas Neues. So ist es mit unsren geistlichen Übungen und Sitten. Darum die Frage: gibt es geistliche Sitten, die uns in glanzloser und mühseliger Regelmäßigkeit vertraut machen mit der Schönheit unserer Tradition. Glanzlos nenne ich diese Sitten. Denn alles, was man regelmäßig tut, ist nicht aufregend, ist nicht bezaubernd, ist oft genug langweilig und kein Seelenbad. Aber solche Sitten bilden unsere Herzen. Es sind köstliche Nutzlosigkeiten, die uns langfristig machen. Wenn wir dafür keine Zeit haben, leben wir falsch. Wir brauchen Lebenssitten, die uns vor der unfruchtbaren Mühe befreien, ständig „authentisch“ zu sein. Eine Sitte bindet mich nicht, sie gürtet mich. (Es gibt aber auch Sitten die fesseln). Ich liebe das Wort „Sitten“, es hat nichts mit Moral zu tun. Es sind Verhaltensvorschläge und Lebensregeln, die von zermürbenden Entscheidungszwängen befreien. Wo es Sitten gibt, sind wir nicht nur auf die Kraft unseres eigenen Herzens angewiesen. Sitten sind geronnene Lebensweisheiten, die mich von meiner eigenen Zufälligkeit befreien. Sitten sind Selbstbegrenzungen, die unsere Freiheit fördern und nicht zerstören. Alles, was produktorientiert ist, scheint seine Rechtfertigung in sich selbst zu finden. Die Meditation und das Gebet rechtfertigen sich nicht durch ihre Ergebnisse. Wenn wir in unserem Beruf keine Zeit für die wundervollen Zwecklosigkeiten haben, keine Zeit für die Lesung, die Meditation, das

Gebet, dann leben wir falsch. Dies ist ein Plädoyer für die nichtverwertbaren Schönheiten unserer Tradition. Stefan Hessel, ein grosse alte Mann des Widerstands, wurde gefragt, wie er im hohen Alter trotz aller Niederlagen die Hoffnung behalte. Er antwortete: Hört Mozart, lest Hölderlin und Goethe. Bei soviel Schönheit kann man die Hoffnung nicht verlieren. Mir geht es nicht darum, dass wir in unserem Beruf Meister und Meisterinnen religiöser Erfahrungen werden, sondern darum dass wir unser Handwerk verstehen. Für unsere geistige Konstitution ist nicht die außerordentliche religiöse Erfahrung wichtig, sondern die alltägliche, treue und unaufgeregte geistige Arbeit: die Lesung, die Vertiefung, die Übung. Darum benutze ich solche einfachen Begriffe wir Sitten, Arbeit und Handwerk. Religiöse Höhepunkte mögen kommen oder auch nicht. Maßgebend ist die unaufgeregte geistliche Arbeit im Alltag.

Bemesst euch selbst nicht nur an Euren Aktivitäten! Lasst Zeit für ihre geistliche Bildung und zum Lesen! Eine meiner Standartfragen in der Weiterbildung mit Pfarrern hieß: Haben Sie in den letzten drei Monaten ein theologisches Buch ohne Verwendungsabsichten gelesen? Diese Frage hat oft pure Heiterkeit ausgelöst. Als ob uns dazu Luft bliebe, sagten viele. Also verschaffen Sie sich Luft!

Damit komme ich zu der Frage: Tue ich etwas, was ich nicht tun muss; was auch andere tun können oder was unterbleiben kann. Es gibt nicht nur die große Arbeitsüberlastung in unseren Berufen. Es gibt auch so etwas wie die lustvolle Gejagtheit; die Selbstrechtfertigung durch den übervollen Terminkalender. Das Winken mit dem Terminkalender als Potenzgebärde, die Angst vor dem Innehalten und vor der Leere! Das Problem ist, dass Sinn durch Aktivitäten ersetzt wird. Ich habe einmal in einem Pastoralkolleg Pfarrer sich selbst spielen lassen. Eine Szene beim Mittagessen: Die Pfarrerin kommt verspätet, weil sich ein Termin bei der Friedhofsverwaltung in die länge gezogen hat. Während des Essens liegt ihr Handy bereit, als drittes Besteck neben Messer und Gabel. Es kommt der erste Anruf des Jagdpächters; der zweite Anruf der Küsterin, die nach den Blumen für den Sonntagsgottesdienst fragt; der dritte Anruf des Organisten. Figaro hier, Figaro da! Das Selbstbild der Pfarrer und Pfarrerinnen ist undeutlich geworden. In einem Pastoralkolleg sollten die Teilnehmenden die Probleme mit ihrem Amt auflisten. Eine Gruppe schrieb: Ich weiß nicht, was ich will; ich weiß nicht, was ich kann; ich weiß nicht, was ich soll; ich weiß nicht, was ich glaube. Je weniger wir wissen, wer wir sind und was das Zentrum unserer Arbeit ist, umso mehr retten wir uns ins besinnungslose Werkeln; sind gequält durch die dauernden Störungen und sind dankbar, wenn uns jemand stört. Es ist die Selbstrechtfertigung durch die eigene Atemlosigkeit.

Was sind unsere geistlichen Sitten? Was müssen wir nicht tun? habe ich gefragt. Die andere Frage: Wo lernen wir, wer wir selbst sind, wo lassen wir uns in die Karten schauen und wo können wir uns verbünden in unsren Berufen? Ich lese bei der Philosophin Carolin Emcke: „Nur in der Auseinandersetzung mit anderen können wir den Faden der personalen Identität aufnehmen und flechten. In dieser Abhängigkeit von anderen, durch die sich die eigene Identität erst findet und immer wieder neu ausrichtet, besteht unsere Verletzbarkeit als sprachliche Wesen. “Wir mit uns allein fabulieren uns unsere Selbstbilder. „...jedes Selbstbild ist ein Konstrukt von zweifelhafter Wahrhaftigkeit, voll von Irrtümern, Selbstüberredungen und Selbsttäuschungen.“ (Peter Bieri) Selbstbilder voller Widerstand gegen Veränderungen, damit Widerstand gegen das Recht, ein anderer zu werden.

Ich sage damit etwas gegen die Gefahr der individualistischen Selbstgenügsamkeit in unseren Berufen. Ich höre an vielen Stellen, die Patoralkollegs sind schlecht besucht; die Pfarrkonvente sind nicht beliebt; sie sind langweilig und unerheblich. Unerheblich ist das, was wir unerheblich sein lassen. Wir haben kostbare Stellen in unserer Kirche, an den wir unserer Einsamkeit und unserer Selbstgenügsamkeit entkommen können. Wir haben Stellen, an denen wir uns vergewissern können, was wichtig und was richtig ist. Man weiß nicht, wer man ist, wenn man nur mit sich selbst umgeht, und man weiß nicht, was man tut, wenn man als Gesprächspartner hauptsächlich sich selber hat. Vielleicht kamen die Pfarrer und Pfarrerinnen in früheren Zeiten mit sich selber aus, als die Welten noch klarer waren; als man Inhalt und Grenzen der zu verkündigenden Lehre wusste; als das Christentum einzigartig und unbefragt war; als die Aufgaben des Pfarrers klar definiert waren und die Kirchenleitungen autoritär. Autoritäre Zeiten sind formal klare Zeiten, wenn auch nicht Zeiten der Freiheit und der Wahrheit. Noch vor 60, 70 Jahren lebten Pfarrer in einer definierten, festen und sich nur wenig verändernden Welt. Man fuhr immer nach genauen Fahrplänen und exakten Landkarten in diesen kirchlichen Landschaften. Diese Zeiten sind vorbei, Gott sei Dank! Wir wollen sie nicht zurück. Die alten Landkarten und Fahrpläne taugen wenig für eine Zeit des raschen Wechsels und der dauernden Umbrüche. Wir sind dauernd mit Fragen konfrontiert, die man früher kaum kannte: Wer bin ich als Pfarrer oder Pfarrerin in meiner Gemeinde? Was ist in ihr wichtig? Was ist meine Theologie? Die neuen Fragen kann man sich nicht allein beantworten. Man kann nicht bei sich selber Zuflucht nehmen, denn die Wahrheit gibt es nur im Dialog und im Zusammenhang mit anderen. Es gibt sie nur für heute, wie es das Manna in der Wüste nur für einen Tag gegeben hat. Morgen ist die heute gefundene Lösung vielleicht schon wieder schief. Darum plädiere ich dafür, die Orte nicht zu vernachlässigen,

an denen wir miteinander aushandeln, was richtig und wichtig ist. Ich denke an einen so bescheidenen Ort wie den Pfarrkonvent, gegen die oft ein solcher Missmut herrscht. Natürlich sind sie nicht gerade Höhen der Erleuchtung, auch ihnen gegenüber muss man seinen Humor haben. Aber es können Stellen sein, an denen man mit Geschwistern zusammen einen halben Schritt weiter kommt in der Wahrheit für heute; einen halben Schritt weiter in der Vergewisserung der Wege, die zu gehen sind. Weiter kommen wir nur, wo wir zusammen gehen. Wir sind bedürftige Wesen. Das ist die Gnadenstruktur unserer Existenz und keineswegs unser Mangel. In den wichtigsten Angelegenheiten unserer Existenz kommen wir nicht mit uns allein aus. Wir können nicht allein klug sein, wir können die Wahrheit nicht allein finden, wir können uns nicht allein korrigieren und unserer Blindheit entkommen. Wir sind nicht autark, wir sind angewiesen. Es ist eine unserer Schönheiten, dass wir uns verdanken; verdanken der Gnade Gottes und der Gnade unserer Geschwister. Mir ist es zu anstrengend autark zu sein und mit der eigenen Kärglichkeit auskommen zu müssen. Das heißt ja Kirche sein, dass man nicht einsamer Meister seines Lebens sein muss. Es könnte sein, dass der Gedanke der Kirche bei uns Protestanten unterbelichtet ist. Verbündet euch! hat jener Stefan Hessel gerufen. Nur so seid ihr stark und entkommt der Trostlosigkeit. Allein bist du klein.

Wir sind Bettelleute, die weitersagen, wo es Brot gibt.

In dem Brief des Propheten Jeremia lese ich: „Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe wegführen lassen, und betet für sie zum Herrn. Denn wenn es ihr wohl geht, so geht es auch euch wohl.“ Wenn ich etwas von unserem Gott verstanden habe; wenn ich etwas von Christus verstehe, Gottes aufgedecktem Gesicht, dann die Tatsache, dass er sich selbst nicht Hauptthema und Ziel war; dass es ihm nicht um seine eigene Geltung ging. „Er nahm Knechtsgestalt an“ und diente nicht sich selbst. Das ist das Gesetz der Kirche. Sie ist nicht nur Kirche in Babylon, sie ist Kirche für Babylon.

Kirche für Babylon ist zunächst eine Erleichterung für die Kirche selber und eine Befreiung von der Angst, um sich selbst, um die eigene Identität und das eigene Profil besorgt zu sein. Wir sind eine Kirche der Freiheit, auch der Freiheit vom Zwang, sich selbst Ziel zu sein. Selbstbesorgungen wecken immer Ängste. Identitätsängste sind kein Zeichen von Mündigkeit, Gelassenheit und Gottvertrauen. Vor allem sind die Selbstbesorgten immer etwas komisch. Das Reich Gottes soll wachsen, Recht und Gerechtigkeit sollen wachsen, nicht unbedingt die Kirche. Sie wird in absehbarer Zeit in unseren Breiten nicht wachsen. Wachstum ist zunächst ein quantitativer Begriff, dessen Idee nicht zu unserem Zwang werden soll. Es wäre eine Befreiung für die Kirche, für die Christen, für uns Pfarrer und Pfarrerinnen, wenn wir uns mit Schmerz und in Heiterkeit vom Zwang verabschiedeten, wir müssten an Zahlen wachsen. Vielleicht wachsen wir, wenn wir uns von dem Zwangsgedanken verabschieden, wir müssten wachsen.

Die Kirche dient Babylon zunächst damit, dass wir die Nachricht über Gott

verbreiten und das Geheimnis seines Namens nennen. Wir sollen den Namen Gottes in die Öffentlichkeit tragen. Wir selbst nähern uns dem Geheimnis Gottes, wo wir öffentlich von seinem Geheimnis erzählen. Christen lernen Glauben, wenn sie von ihrem Glauben erzählen. Man gewinnt Gesicht, indem man Gesicht zeigt, und man wird sich selbst deutlich, wenn man sich deutlich zeigt. Jeder Glaube verblasst, wo er die Öffentlichkeit scheut. Darum steckt in jeder Lebensüberzeugung ein Stück missionarischer Lust. Es steckt darin der Wunsch wahrgenommen zu werden in dem, was einem wichtig ist.

Es könnte sein, dass wir als Kirche, um der Gesellschaft einzuleuchten, nur noch das erzählen, was ihr sowieso einleuchtet. Aber wir haben die schwere Aufgabe, mit unserer schwachen Stimme das Geheimnis Gottes zu sagen. Die Gefahr ist, dass wir aus eigener Glaubensschwäche bei den Sagbarkeiten bleiben; bei den kleinen Wahrheiten, die jedermann eingängig sind. Was mich in den letzten Jahren zunehmend stört, ist der geringe Mut zur großen und ins Unsägliche ausgreifenden Sprache; die Bescheidenheit, in der wir uns darauf beschränken, das aus der Bibel herauszulesen, was man mit menschlicher Stimme sagen kann, ein bisschen Moral und ein bisschen Menschlichkeit. Moral und Menschlichkeit sind viel, aber die Bibel ist das Buch der Unsagbarkeiten, es ist das Buch, das Gott und Christus nennt.

Auch unsere Gottesdienste und Gebete sind nicht nur Orte der moralischen Zurichtung. Sie sind auch das interessenfreie Lob Gottes. Es ist gewagt und missverstehbar was ich jetzt sage: Ich habe gelegentlich Probleme damit, dass moralische Absichten in unseren Gottesdiensten die Überhand gewinnen und ihnen alles unterworfen wird. Alles bekommt einen moralisch-appellativen Charakter: die Gebete, die Fürbitten, die Präfation, der Segen am Ende. Alles könnte den Charakter eines sozialpolitischen „Avanti Populo!“ Werden. Mit der Allgegenwart des moralisch-ethischen zerstören wir die moralische Aufnahmefähigkeit. Wir brauchen auch die absichtslose Schönheit unserer Gebete und Lieder; vor allem das absichtslose Lob Gottes. Nicht jede Stelle unserer Gottesdienste ist ethisch verwendbar. Wenn wir das nicht beachten, enden wir im moralischen Kitsch.

Wir sind Kirche für Babylon, indem wir in prophetischer Deutlichkeit auf dem

Recht und auf der Tröstung der Lebensverletzten bestehen. Damit sind wir auch Kirche gegen das kalte, erbarmungslose und gedächtnislose Babylon. Wir sind als Kirche dem Geheimnis Gottes nahe, wo wir uns dem Geheimnis der Armen nähern. Oscar Romero, einer der Grundzeugen und Märtyrer unserer Zeit hat es so gesagt: „Wie du dich den Armen näherst, mit Liebe oder mit Geringschätzung, so näherst du dich Gott." Karl Rahner hat den Satz der Tradition „Deus semper major" – Gott ist jeweils grösser – umgedreht: Deus semper minor – Gott ist im Kleinsten und Verachtetsten zu suchen. Das Mysterium Gottes ist vom Mysterium der Armen nicht zu trennen. „Der Hunger dieser Welt ist der Ort Gottes.", hat der in El Salvador ermordete Jesuit Ignacio Ellacuria gesagt, er fährt fort: „So müssen wir uns als Kirche fragen: Was haben wir getan, um die Armen ans Kreuz zu bringen? Was tun wir, um sie vom Kreuz abzunehmen? Was tun wir, um sie aufzuerwecken?" Gott ist je kleiner: Er versteckt sich im Schicksal der Geschlagenen. Er wird bei uns sein bis zum Ende der Tage, wie es verheißen ist. Er ist bei uns als Trost und als Versprechen. Er ist bei uns in allen Gestalten des Elends. Wenn die Kirche das vergisst, dann kann sie religiös sein, aber christlich ist sie nicht.

Die Kirche in Babylon ist auch eine Glaubensverleihanstalt. Eine der Aufgabe der Kirche ist es, mit ihrer Sprache, mit ihren Gesten, mit ihren Räumen und Zeiten zur Verfügung zu stehen, wenn Menschen uns brauchen. Zum Beginn des Golfkrieges oder am 11. September 2001 oder bei der großen Flut in Asien waren die Kirchen in Hamburg voll. Menschen sind auf Zeit Gast in einem Haus, das ihnen nicht gehört und in dem sie nicht zuhause sind. Sie leihen sich Sprache, Räume, Zeiten und Gesten für die Not oder das Glück ihres Herzens. Sie wollen in ein fremdes Haus gehen. Vielleicht ist diese Sprache überhaupt nur in ihrer Fremdheit für sie zu sprechen und zu ertragen. Die Fremdheit lässt ihnen Distanz und Ambivalenz. Sie sind in einem Haus, und es schützt sie auf Zeit, aber sie sind nicht zuhause und sie wollen dort nicht zuhause sein. Sie spielen die Clowns der Hoffnung in einer fremden Sprache. Man kann Fremdes manchmal besser verstehen und annehmen als immer schon Verstandenes und immer schon Gewusstes. Wir sind nicht die Meister des Glaubens dieser Menschen, aber wir können – mit Paulus gesprochen – Diener in ihrer Freude und in ihrem Unglück sein. Mission heißt, Gastfreundschaft üben und nicht neidisch darüber sein, dass die Menschen nicht für immer bleiben und Vollmitglieder sind. Es gibt andere Wege des Geistes als unsere eigenen.

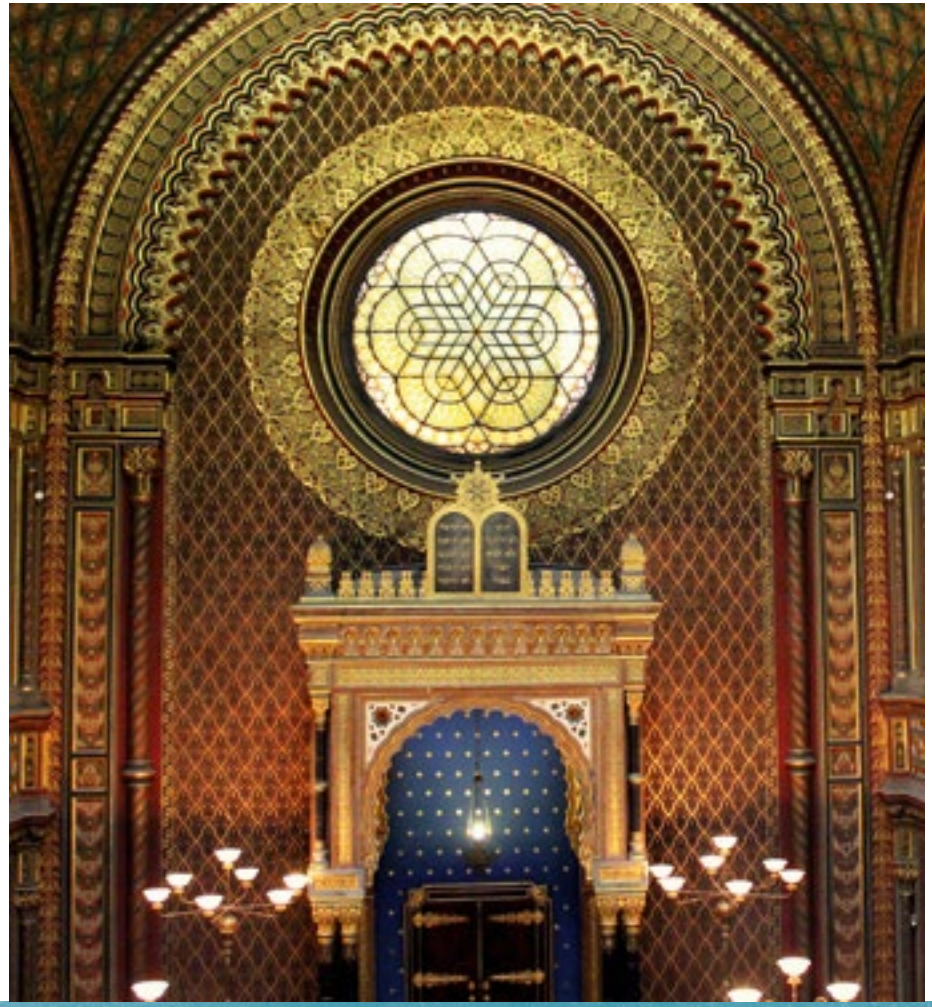
Ich vermute, je deutlicher wir selber sind als Christen, umso eher können wir undeutliche Gäste ertragen. Je mehr wir unsere Traditionen nicht nur kennen, sondern sie lieben gelernt haben als Geschichten der Freiheit und der Schönheit; je mehr wir sie uns angeeignet haben und wir spirituelle Menschen sind, umso mehr können wir furchtlos verteilen, was wir haben, und zeigen, wer wir sind.

Ich will ein Beispiel eines solchen Ausleihverfahrens nennen. Das Theater in Bremen führt „Die Zehn Gebote" nach Krzystof Kieslowski auf. Sie bitten darum, dies im Bremer Dom tun zu können. Es ist ein hartes, anklagendes und hoffnungsarmes Stück. Die Domgemeinde lehnt nach anfänglicher Zusage und nach vielen Protesten ab. Der Dom soll ein Ort des Trostes, der Stille und der Anbetung bleiben. Schließlich erklärt sich eine andere Kirche bereit, den Schauspielern Gastrecht in ihrer Kirche zu geben. Auch da kommt es zu einem harten Konflikt. Ich frage einen der Schauspieler, warum sie mit ihrem Stück unbedingt in eine Kirche wollen. Er: „Wir können nur entlarven und anklagen. Eine andere Sprache haben wir nicht. Aber wir brauchen eure Kirche, damit sie uns widerspricht. Der Raum der Kirche besteht darauf, dass es mehr zu vermuten gibt, als wir sagen können." Ein wundervoller Satz: Widersprecht ihr Christen uns in unserer Hoffnungslosigkeit! Tut es mit euren Räumen und Gesten, mit euren Texten und Liedern. Glaubt, und lasst uns zusehen, wie ihr glaubt! Zu viel mehr bringen wir es im Augenblick selber nicht. Aber vielleicht können wir anfangen, euch euren Glauben zu glauben. Das heißt Zeugenschaft: den Fremden den eigenen Glauben leihen, selbst wenn sie ihn nur für Augenblicke oder Stunden ausleihen; selbst, wenn sie sich nur Splitter davon ausleihen. Wir haben kein Recht auf dem „Alles oder nichts", auf dem „Ganz oder gar nicht" zu bestehen. Wir haben zur Verfügung zu stehen. Das ist Mission.

Ich möchte, dass unsere Kirche Stolz und Demut neu lernt. Stolz: Wo gibt es Gruppen, die seit 2000 Jahren die Bergpredigt in ihrem Gepäck haben? Wo spricht man davon, dass die Armen die ersten Adressaten der Aufmerksamkeit sein sollen? Wo erzählt man sich die Geschichten von der Vergebung? Wo erzählt man sich von einem Gott, der das menschliche Schicksal bis in den Tod geteilt hat? Ja, es gibt radikalere Gruppen als meine bürgerliche Kirchengemeinde. Aber ich lobe die Institution mit dem Elefantengedächtnis. Es muss nicht nur gute Menschen geben, sondern Institutionen, die lange Erinnerungen haben; die sie zwar oft genug verraten, aber doch nicht von ihnen loskommen. Die Kirche wird ihre Bergpredigt nicht los, sie wird ihren Jesus nicht los. Der Schweizer Schriftsteller Peter Bichsel sagte einmal in einem Gespräch mit Dorothee Sölle: „Die Kirche wird diesen Christus nicht loskriegen. Das mag ich ihr gönnen. Ich finde das so toll, dass sie das nicht kann. Denn seit annähernd 2000 Jahren versucht sie es. Sie weiß, wenn sie ihn loskriegt, gibt es sie nicht mehr. Solange es sie gibt, ist aber der Begründer der Kirche eine ungemeine Belastung." Der Christus der Bergpredigt – eine glückliche Last der Kirche und der Christen. Zur pastoralen Existenz gehört der Stolz: Wir haben etwas zu sagen, an etwas zu erinnern und etwas einzuklagen, was in der Gesellschaft so oft vergessen wird.

Demut ist das zweite, was ich uns wünsche. Wir sind nicht die einzigen in unserer Gesellschaft, die von Gott erzählen und ihn verehren. Unsere Häuser sind nicht die einzigen, in denen man etwas vom Charme des Betens weiß. Wir sind nicht die einzigen, die für den Frieden eintreten und auf dem Recht der Armen bestehen. Wir sind nicht die einzigen, die große Erzählungen der Rettung des Lebens weitersagen. Mit anderen Menschen und Gruppen leben, heißt sich von der eigenen Dominanz verabschieden. Wir haben uns lange für die Wichtigsten gehalten. Wir sind es nicht. Wir sind Mitspieler im großen Spiel der Humanität, nicht Schiedsrichter und nicht Linienrichter. Wir sind wichtig, und wir sind nicht alles. Gott ist alles, und das genügt. Der Neid und das scheele Auge auf die anderen und ihre Begabungen kostet uns so viel Kraft, die wir für Besseres brauchen. In Konkurrenzen denken die, die von sich selbst nicht überzeugt sind. Unsere Frage kann nicht sein: Von wem grenzen wir uns ab und bestätigen uns selbst mit dem Mittel der Abgrenzung? Die Frage ist vielmehr, mit wem zusammen spielen wir das große Spiel der Humanität und der Verehrung Gottes? Christus ist der große Meister der Grenzüberschreitungen. Er hat die Grenzen von Sünder und Gerechten hinter sich gelassen, die Abgrenzungen zwischen Frauen und Männern; zwischen Angesehenen und Verachteten; und schließlich sein größtes Abenteuer: die Überwindung der Grenze zwischen Gott und Mensch. Das ist Freiheit, die er uns vermacht hat und zu der er auffordert. Wie lächerlich, wie erbärmlich, wie kleinkariert erscheint die behauptete und verteidigte Grenze zwischen Katholiken und Protestanten. Es ist höchste Zeit, die Grenzwächter abzusetzen. Wo wir auf die wirklichen Fragen dieser Welt stoßen, da sterben die kleinen Fragen ab. Sie werden nicht gelöst, sie trocknen einfach aus.

Mein größter Wunsch für Sie, dass Sie Ihre eigene Arbeit schätzen. Wir kennen den Größenwahnsinn, der darin besteht, sich selbst für bestens und für unentbehrlich zu halten. Es gibt einen anderen Größenwahn, in dem man sich sagt: Ich sollte eigentlich der Beste sein, aber ich bin es nicht. Meine Arbeit ist zu gering, ich erreiche zu wenige Leute, meine Predigten werden nicht gehört und beachtet, die Gottesdienste sind leer. Was soll diese meine Arbeit überhaupt? Ich kann mir kaum einen wichtigeren und schöneren Beruf vorstellen als den Ihren mit seiner staubigen Kärrnerarbeit. Sie arbeiten mit ihrem Konfirmandenunterricht, am Krankenbett, auf der Kanzel, mit Jugendlichen an den inneren Bildern von Menschen. Sie trösten ihre Seele und sorgen für ihr Gewissen. Ich möchte ein großes Wort sagen: Sie arbeiten am Heil der Welt. Meistens säen Sie nur und erleben die Früchte Ihrer Saaten selten. So liegt die Sünde der Mutlosigkeit nahe. Man verliert die Hoffnung und die Kraft, wenn man nur darauf starrt, was nicht ist und was mangelt. Man lernt hoffen, wenn man sieht, was jetzt schon blüht. Sie arbeiten für eine Kirche und an einer Kirche, die noch nie so schön war, wie sie heute ist. Noch nie hat die Kirche herrschenden Gewalten so wenig gedient, wie sie es heute tut. Noch nie war die Kirche so aufmerksam auf den Frieden und auf das Recht der Armen, wie sie es heute ist. Natürlich sagen wir uns, wenn wir nicht verblendet sind: Es ist nicht genug! Nein, genug ist es nicht. Aber es ist viel. Wir sind blind, wenn wir nur den Mangel sehen. Solange die Kirche Gott verehrt und aufmerksam ist auf jene Lebensverlorenen, so lange ist sie selber nicht verloren und darf sie den Namen Gottes anrufen. Eine Religion allerdings, „die nicht den Mut hat, für die Menschen zu sprechen, hat auch nicht das Recht, von Gott zu reden.“ (Luis Espinal). „Alles ist relativ außer Gott und dem Hunger.“ (Pedro Casadaliga). Ja, die Kirche ist ein widersprüchliches Gebilde, wie sie es von Anfang an war. Aber sie ist wenigstens widersprüchlich. Und wenn man sie verließe: Wohin sollten wir gehen?



Spanische Synagoge Prag Foto Gabriele Schmidt

Reisetipp
für Gemeindegruppen

Bibelland mit Bibelgarten, Ikonenmuseum und Bibelausstellung in Oberlichtenau bei Dresden Sächsisches Freilichtmuseum mit der Atmosphäre Israels –

Nicht jeder kann und möchte gleich eine Reise ins ferne Israel unternehmen, um die biblischen Wirkungsstätten Jesu und das Leben der Menschen im alten Orient kennenzulernen. Eine erste Einführung dazu kann das Bibelland in Oberlichtenau geben. Schulklassen, Gemeindegruppen mit Kindern, Konfirmanden und Erwachsenen finden dort viele Anschauungsmaterial über das Leben im alten Israel und über den Glauben der Menschen im Alten und Neuen Testament.
Im Außengelände können ein Schafstall, Ölkelter, Altar, Felsengrab, Brunnen, Backofen u.a. besichtigt werden.
Im Bibelgarten wachsen landestypische Pflanzen und Bäume: z.B. Feigen, Oliven, Weinstock, Maulbeerbaum, Zeder, Gerste und Weizen. Der Garten ist in verschiedene Bereiche unterteilt: Biblische Gartenpflanzen, Blumen, Feldfrüchte und rohstofffliefernde Pflanzen. Dazu gibt es ein Lutherbeet, Klosterpflanzen, Symbolpflanzen, Topfgarten und eine Streuobstwiese.
Das Augenmerk auf der Freifläche ist eine byzantinische Minibasilika, die nach den Regeln der Byzantiner ausgemalt wurde. Sie belegte 2007 den 7. Platz des Deutschen Tourismuspreises.
Im Keller des denkmalgeschützten Schlossgärtnerhauses befindet sich das umfangreiche Ikonenmuseum. Dort können die Besucher*innen frühchristliche Malerei griechischer und russischer Schule besichtigen und kennenlernen.
Dort befindet sich auch die Bibelausstellung. Im Gewölbekeller des Haupthauses können Gruppen ein biblisches Mahl buchen. Einfache typisch israelische Speisen und Getränke können probiert werden können.
Das Gästehaus Schlossblick kann Familien und Gruppen bis 15 Personen beherbergen.
In einem kleinen „Megille“ – Shop, d.h. auf Jiddisch „Schriftrolle“, können nach der Besichtigung Bücher, Postkarten, Miniatur-Schriftrollengefäße, Keramikbecher, Gewürze, Olivenöl, Bier und Wein aus Israel u.a. erworben werden.
Mit Voranmeldung können Führungen (1,5 h) und das biblisches Mahl (1,5 h) gebucht werden.

Ausführliche Informationen
und Kontakt finden Sie unter:
www.bibelgarten.de (GS)

Liebe Mitglieder im Sächsischen Pfarrverein!

vrk
Versicherer im Raum der Kirchen

Mein Name ist Volkmar Fischer. Seit fast 30 Jahren arbeite ich im Außendienst beim Versicherer im Raum der Kirchen (VRK) – und davon mehr als die Hälfte mit Führungsaufgaben in Sachsen und Thüringen.

Mit dem VRK kam ich erstmals als werdender Kunde in Kontakt. Das war 1992. Grund dafür war eine Doppelkarte für unser Familienauto Trabant 500. Die holte ich mir bei diesem „kirchlich geprägten" Versicherer in Dresden in der Königsbrücker Straße ab.
Das war der Beginn „einer langen Freundschaft", denn kurz danach schulte ich zum Versicherungsvermittler der Bruderhilfe-Pax-Familienfürsorge (heutige VRK) um.
Gern erinnere ich mich an diese Anfangszeit und an das Neue, das auf uns alle zukam: an die Vorträge zu Versicherungsfragen im Predigerseminar Lückendorf, an die vielen Kontakte bei der Einführung der Beihilfe für Kirchbeamte oder der Kirchlichen Zusatzversorgungskasse. Ende der 90er Jahre wurden die Themen des Schutzes im Ehrenamt oder auch der Versicherungsschutz für Menschen mit geistiger Behinderung wichtig.

Besonders bewegend waren aber auch die Jahre nach 2000, wie z. B.
- unsere Partnerschaft in unseren beiden Vereinen zum Zeitpunkt der Finanzkrise
- unsere Selbstverpflichtung als kirchlicher Versicherer zur vollen ethisch-sozialen Geldanlage
- die Einführung unseres VRK Ethik Fonds oder auch
- die Veränderungen im Sinne der „kommunikativen Moderne" in unserem Außendienst für Beratungen unter Beachtung der Corona-Pandemie.

Bis heute unterstützt der VRK regelmäßig die Pfarrvereine mit finanziellen Zuwendungen, Anzeigen in den Vereinsheften oder auch häufig mit Informationen, z. B. Stand bei Pfarrertagen.
In der Kirche als Selbsthilfeeinrichtung gegründet, sind auch heute die Mitarbeiter*innen in den Kirchen, Caritas und Diakonie und selbstverständlich die ehrenamtlichen Mitarbeiter*innen und deren Familien unsere Zielgruppe.

Aus vielen Gründen sind unsere Mitglieder bei uns versichert. Wir begleiten sie auf ihrem Lebensweg. Ein hohes Gut für diese Partnerschaft ist Vertrauen und Verlässlichkeit – und immer mehr auch das Wissen darum, dass wir mit den Geldern der Mitglieder verantwortungsvoll umgehen.
Der gegenseitige vertrauensvolle Kontakt und die individuelle Beratung der Pfarrerinnen und Pfarrer in den unterschiedlichen Lebenssituationen sind mir als Mitarbeiter des VRK besonders wichtig.
Zum Ansprechpartner in Ihrer Region finden Sie schnell und zuverlässig über unsere Internetseite: www.vrk.de.
Wir freuen uns auf Ihre Nachricht!

Versicherungsschutz für Pfarrer*innen und deren Familien:

Nachfolgend möchte ich dem Wunsch des Pfarrvereins nachkommen und ein paar individuellere Informationen zum Versicherungsschutz im Pfarrberuf weitergeben.
Sie haben mit viel Engagement und Herzblut Ihren Beruf gewählt und füllen ihn aus. Wie überall benötigen Sie dafür viel Energie, viel persönlichen und zeitlichen Einsatz und Fachkompetenz.

Den grundsätzlichen beruflichen Versicherungsschutz als Pfarrer*in erhalten Sie über den Dienstgeber.
Über die vorhandenen Lücken, auch im Privatbereich, informieren wir Sie gern und können Lösungen anbieten.

Für Sie ist der Rahmenvertrag des Pfarrvereins mit dem VRK bereits eine gute Grundlage.
Neben den speziellen Tarifen für Pfarrer*innen gibt es für die Mehrzahl der Versicherungen auch einen Mitgliederrabatt, der neben dem Tarif für Beamte zusätzlich gewährt wird.

Sind Sie rundum gut versorgt?

Kann diese Frage einfach beantwortet werden? Wir wissen – NEIN.
Jede und jeder hat unterschiedliche Sicherheitsansprüche für sich und Familie, ob Vikar*innen, Pfarrer*innen, Pfarrer*innen i. R. und auch die Familienangehörigen.

Einige ausgewählte Schwerpunkte, und deren Sicherung, die Sie und Ihre Familie vor finanziellen Schäden schützen sollen, stelle ich kurz vor:

- Was ist Ihnen und der Familie heute über Versicherungen am meisten schützenswert? Jeder Schutz zu seiner Zeit ...
Gibt es Haftungsansprüche im Privatbereich, in Ihrer Diensttätigkeit oder im Ehrenamt?
- Was geschieht bei Handlungen mit grober Fahrlässigkeit oder auch bei Schlüsselverlust?
- Sind Ihre eigenen Sachwerte ausreichend versichert?
Was ist mit eigenem Mobiliar u. ä., technische Geräte, die in die Gemeinderäume oder ins Pfarrbüro eingebracht sind?
- Wie steht es mit der Gesundheitsvorsorge der Familie, mit der Behandlung im Krankheitsfall oder bei Pflegebedürftigkeit?
- Sind finanzielle Folgen bei Dienstunfähigkeit oder Dienst-/ Privatunfall zu befürchten; wie kann dies gesichert werden?
- Ist die Hinterbliebenenversorgung für die Familie für Sie ein wichtiges Thema?
- Welche Versorgung brauchen Sie selbst im Alter – und möchten Sie vielleicht langfristig finanzielle Wünsche nach Beendigung der Residenzpflicht sichern?
- Haben Sie Ziele zur finanziellen Absicherung der beruflichen Zukunft Ihrer Kinder oder Enkel?

Sprechen Sie mit uns. Wir nehmen uns für Ihre Anliegen Zeit!

Ihr Volkmar Fischer

Serie:
Pfarrer im Ruhestand

Dietmar Selunka (73) wohnt in Altsöbrigen bei Dresden und hat einen Sohn und zwei Töchter.

Am Dorfplatz in Altsöbrigen endet die Straße. Drum herum stehen mehrere gut restaurierte Häuser, teils mit Fachwerk und allesamt mit reicher Blumenpracht umsäumt. In einem dieser Häuser wohnt Dietmar Selunka. Seit 10 Jahren ist er im Ruhestand. Davor haben ihn 31 Jahre in der Pfarrstelle Dresden-Loschwitz geprägt. In der Wendezeit konnte die am 13. Februar 1945 zerstörte Kirche innerhalb von drei Jahren mit viel Unterstützung von Dresdner Persönlichkeiten, guten Kontakten zu westdeutschen Kirchgemeinden u.a. Geldgebern wieder aufgebaut werden. Wenn aus einer Ruine wieder ein nach dem historischen Vorbild neues Kirchengebäude entsteht, ist das ein sehr verbindendes und stärkendes Element für die Menschen im Ort, was viele neue Kräfte hinzuzieht. So hat Pfarrer Selunka den Aufbruch als eine segensreiche Zeit erlebt. Bis heute übernimmt er in Loschwitz und Hosterwitz gerne Vertretungen für Gottesdienste oder Kasualien.

Schon während seiner Zeit als Gemeindepfarrer hat er gerne und regelmäßig Reisen für die Gemeinde organisiert. Zuerst waren es Radtouren mit den Konfirmanden und der Jungen Gemeinde durch Europa. Kleinere Reisen gab es für die Älteren übers Wochenende und große Gruppenreisen für die Gemeinde organisiert er bis heute in Zusammenarbeit mit dem „Sonntag“, sowie Studienreisen für den Konvent. Reiseziele waren z.B. Polen, Andalusien, Rom, Israel. Reisen nach Frankreich und Belgien sind für 2022 geplant.

Der aktive Ruheständler schätzt besonders die verbindenden Erlebnisse und wertvollen Gespräche auf Reisen. Sein kulturelles Interesse gilt auch gestalteten Gärten im In- und Ausland. Rund um sein Haus findet sich eine mediterrane Bepflanzung: buschige große Rosmarin- und Salbeistauden, ein Feigenbaum, Zitrusbäumchen, eine Brombeerhecke, Blumen. Dazu verleiht ein schöner Blick auf die Elbe seinem Zuhause Urlaubsstimmung.

Wenn Zeit bleibt, liest er gerne Klassiker wir z.B. den Parzival von Wolfram von Eschenbach oder Texte aus dem 19. Jhdt. von Goethe, Gottfried Keller und Adalbert Stifter. Tiefe Züge eines Menschenlebens, die Schönheit und der Respekt in der Sprache berühren ihn dabei. Mit zwei ehemaligen Kommilitonen steht er in monatlichem Austausch zu theologischen Themen aus den „Zeitzeichen“.

Für seine Kirche wünscht sich Dietmar Selunka, die Schönheit des Gottesdienstes als Gesamtkunstwerk nicht aus dem Blick zu verlieren. Nach Corona sieht er eine große Chance für die Gemeinden, den Gottesdienst als zentrales Element für einen Aufbruch zu nutzen, um Menschen jeder Generation in ihrer Existenz zu berühren. Der liturgische Reichtum ist dabei ein unverwechselbarer Schatz, den es immer wieder gilt, zum Leuchten zu bringen.

Sein Auto hat er inzwischen abgeschafft. Die Verbindung nach Dresden oder Pirna mit dem Bus ist sehr gut und die anderen Strecken fährt er gerne mit dem Fahrrad. Sollte er doch mal ein Auto brauchen, hat er mit Freunden in der Nachbarschaft eine Verabredung zum Carsharing getroffen.

Dietmar Selunka ist getragen von großer Dankbarkeit für sein Leben, in dem auch große Brüche verarbeitet werden mussten. Für die Zukunft wünscht er sich, noch lange an der Welt mit all ihrem Möglichkeiten teilhaben zu können.
(GS)

Der Mensch erfand die Atombombe,
doch keine Maus der Welt
würde eine Mausefalle konstruieren.

Albert Einstein

Serie:
Pfarrer im Ruhestand

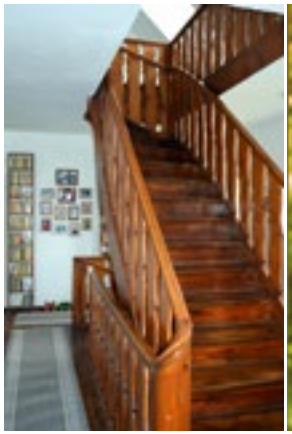
Dr. Arndt Haubold (67) lebt mit seiner Frau Sibylle (76) im ehemaligen Pfarrhaus in Wintersdorf/Thüringen.

Das Ehepaar freut sich über vier Kinder und sechs Enkelkinder.
Pfarrer Dr. Haubold ist seit drei Jahren im Ruhestand. Der Weg nach Wintersdorf führte ihn über das erste Pfarramt in Altmügeln bei Oschatz, über den Dienst an der Nikolaikirche in Leipzig und 24 Jahre in seiner letzten Pfarrstelle in Markkleeberg. Mit dem Kauf des ehemaligen Pfarrhauses in Wintersdorf konnte sich das Ehepaar einen Traum erfüllen. Gegenüber der Kirche gelegen, umgeben von einem großen Garten mit einladenden Sitzecken, bietet das große Haus viel Raum für Gäste. In den beiden großen Wohnzimmern befindet sich die Bibliothek des Hauses mit 2000 Büchern. Darin lädt das Ehepaar zu literarischen Abenden ein. Gerne auch mit Lesungen aus der Feder des Hausherrn: „Mein kleines DDR-ABC. Unverklärte Erinnerungen eines kritischen Zeitgenossen an ein vor 25 Jahren verschwundenes Land“ (2015). Eine neue Buchidee „Erlebnisse mit Prominenten in Kirchen“ nimmt derzeit Gestalt an.
Literatur spielt eine wichtige Rolle im Leben des Ehepaars. Viele Bücher werden gemeinsam gelesen, bevorzugt Biografien, klassische Autoren von Goethe bis Hauptmann und Literatur zu geschichtlichen und osteuropäischen Themen.

In der oberen Etage des Hauses ist in zwei Zimmern die Puppenwagenausstellung von Sibylle Haubold zu finden. Die Sammlung zeigt die Kulturgeschichte des Kinderwagens am Beispiel des Puppenwagens von 1880-2010. Die 40 Puppenwagen wurden über 10 Jahre lang auf Flohmärkten in oft schwer beschädigtem Zustand gekauft und von ihr liebevoll restauriert. Die antiken Puppen darin tragen die zur Zeitepoche typische Kleidung.
Historische Pfarrhäuser sind die Liebe von Pfarrer Haubold. Mit seinem Hobby, der Fotografie, hat er eine Fotoausstellung mit besonders schönen Pfarrhäusern aus Deutschland, Osteuropa und Urlaubsländern des Ehepaares gestaltet. Sie hat jetzt einen Platz im denkmalgeschützten Treppenhaus über drei Etagen gefunden.

Ein Besuch für kleinere Gruppen oder Einzelpersonen im Pfarrhaus mit Führung durch die Foto- und Puppenwagenausstellung kann gerne vereinbartwerden: arndt.haubold@web.de

Seit 1994 leitet Dr. Haubold ehrenamtlich das Gustav-Adolf-Werk in Sachsen e.V.. Im Rahmen dieser Arbeit hat er mit seiner Frau viele Reisen zu den Projekten des GAW nach Osteuropa unternommen, z. B. nach Siebenbürgen, Bulgarien, Polen, Kaliningrad, Tschechien und dem Baltikum. Persönliche Kontakte in die Diaspora-Gemeinden begleiten das Ehepaar bis heute. Einen Gottesdienst im Monat zu halten, ist für ihn weiterhin eine Freude.
Wenn neben Haus, Garten und Gästen Zeit bleibt, gehen beide gerne wandern und unternehmen Radtouren, besichtigen Schlösser, Museen und Kirchen in Deutschland und Nachbarländern. Ein besonderes Augenmerk gilt historischen Städten mit Fachwerkarchitektur.
Dr. Haubold ist Mitglied im Kulturförderverein des Ortes.
Für die Zukunft wünscht sich das Ehepaar Kraft und Gesundheit, um in drei Jahren die Goldene Hochzeit feiern zu können. Dem schließe ich mich gerne an! (GS)



Lesenswert

Heidi Josua
„Mein neues Leben – Christus begegnet Muslimen – Erfahrungsberichte“

Evangelische Verlagsanstalt
Leipzig 2019, 200 S., 15 €

In unseren evangelischen Kirchengemeinden suchen regelmäßig ehemalige Flüchtlinge eine geistliche Heimat. Teils sind sie als Christen aus Syrien, dem Irak, Somalia oder anderen Ländern zu uns gekommen, teils möchten sie mit ihrem Start in ein neues Leben und einer Zukunft in Deutschland auch den christlichen Glauben kennenlernen, der eine bessere Identifikation und Integration mit den Orten, wo sie jetzt leben, ermöglichen soll. Die meisten von ihnen sind mit einer Religion aufgewachsen, sind Muslime aus unterschiedlichen muslimischen Strömungen, Jesiden o.a. kulturellen Hintergründen.

Heidi Josua ist Religionspädagogin und Orientalistin. Sie arbeitet als Referentin des Evangelischen Salam-Centers und als Kultur- und Sprachmittlerin Arabisch.

Am Beginn des Buches ist ein Kapitel den Grundsatzfragen zur Konversion gewidmet. Hintergründe dazu werden von der Autorin nachvollziehbar dargestellt. Ihre große berufliche Erfahrung ist dabei erkennbar.

In dem gut und kurzweilig lesbaren Buch finden sich zehn Erfahrungsberichte ehemaliger Flüchtlinge. Es geht um Erfahrungen, wie ihnen Christus begegnet ist und welche Auswirkungen diese Begegnungen für ihr Leben bis heute haben. Einige Frauen und Männer berichten von intensiven, sich wiederholenden Träumen, in denen ihnen Christus begegnet und sie eine Wegweisung erfahren. Berührend ist immer, mit welchem Vertrauen und welcher direkten Verbindung sie die biblischen Erzählungen in alle Lebensbereiche hinein buchstabieren und mit den religiösen und gesellschaftlichen Erfahrungen mit ihren Heimatländern in Beziehung setzen. Kein Glaubensweg verläuft geradlinig. Oft wird von einem hin- und her- gerissen sein berichtet. Von inneren Kämpfen und Loyalitätsproblemen. Oftmals wird durch eine Konversion die Rückkehr ins Heimatland unmöglich und der Kontakt zu Familie, Freunden und anderen ehemaligen Flüchtlingen wird erschwert. Am Anfang und am Ende werden die Berichte von der Autorin mit lebensgeschichtlichen Daten ergänzt.

In großen deutschen Städten gibt es christlich-arabische Gemeinden., in denen die Frauen und Männer eine geistliche Heimat finden können. In Sachsen kennen wir meist Begegnungscafès und integrieren die Einzelpersonen, Familien und Kinder in unser Gemeindeleben. Die unterschiedlichen Erfahrungen damit können unseren Horizont erweitern.

Den Schluss des Buches bilden Wünsche und Reflexionen für unsere Gemeinden, die aus den Folgen der Konversion abgeleitet werden können: Vertieft euren Glauben! Legt eure Ängste ab! Weitet euren Glauben für andere Ausdrucksformen! Öffnet eure Gemeinden!

Das Buch eignet sich hervorragend für Kirchenvorstände und Menschen, die sich in in der Arbeit mit Flüchtlingen engagieren. (GS)

Monika Renz
„Ich träume von einer Kirche der Hoffnung“

Herder-Verlag 2020, 154 S., 16 €

Monika Renz, Psychotherapeutin und Theologin, verbindet ihre langjährigen Erfahrungen aus der psychotherapeutischen Praxis und der Sterbebegleitung mit theologischen Themen, die ihr wichtig sind, um der Kirche die geistliche Qualität und die Chancen ihrer religiösen Praxis neu zu verdeutlichen.

Hoffnung ist das zentrale Thema des Buches. Dabei arbeitet sie das Thema Hoffnung anhand von persönliches Einzelschicksalen aus ihrer beruflichen Tätigkeit so heraus, dass diese, wie auch die Kirche als Institution, zuversichtlich auf den nächsten Tag sehen und die Zukunft gestalten können.

Es ist ein „persönliches Fachbuch“ entstanden. Wesentliche Elemente aus dem kirchlichen Leben, z.B. das Abendmahl, werden aufgenommen und die Feste und Zeiten des Kirchenjahres mit den Augen der mystischen Tradition des Christentums gedeutet. Monika Renz bringt den Leser*innen das Kirchenjahr als spirituellen Lebensraum nahe. Existentielle Lebensthemen wie z.B. die Erfahrung von Leid, der Verlust der eignen Würde und die Entfremdung von Gott berühren die Lebensgeschichte vieler Menschen. Monika Renz bietet konkrete Deutungshilfen an.

Man kann das Buch nicht lesen, ohne selbst bei den aufgeworfenen Fragestellungen nach Antworten zu suchen. Beantwortet werden die Themenkreise ausschließlich von Jesus her. Die Erfahrungen der Psychotherapeutin unterstützen die Argumentation.

Das übersichtlich gegliederte Buch kann bei der Vorbereitung von Gottesdiensten und anderen Veranstaltungen zu den Festzeiten im Kirchenjahr genutzt werden, weil es den Horizont der kirchlichen Feiertage in seiner mystischen und existentiellen Tiefe zu interpretieren neu anregt.

Viele Menschen im Umfeld unserer Kirchgemeinden sehnen sich danach, die Erfahrungen des Glaubens und der Theologie in einer säkular geprägten Zeit, zu verstehen. Die Autorin gibt durch die Beispiele aus ihrem beruflichen Alltag wichtige Anregungen für die Seelsorge am Krankenbett und in der Einzelbegleitung. Sie hat die Erfahrung gemacht, dass Seelsorger*innen teils unsicher sind, angesichts von schwerem Leiden die Dimension Gott anzusprechen. Sie wünscht sich Seelsorger*innen, die selbst auf einen geistlichen und therapeutischen Reifungsweg sind und mutig den Weg durch eigene innere Wüstenerfahrungen gehen. (GS)

Jan Hermelink, David Plüss (Hrsg.) „Predigende Bilder“ – Was die Homiletik von Kunstwerken lernen kann

Evangelische Verlagsanstalt GmbH, 2017, 136 S., 24 €

Geflügelte Worte sprechen seit langem davon: „Ein Bild sagt mehr als tausend Worte“ oder „Kunst und Religion sind Schwestern“. Als Prediger*innen gestalten wir den Gemeindegottesdienst abwechslungsreich und wollen seinen Zuhörer*innen auf unterschiedliche Weise einen Raum zur Begegnung mit dem Heiligen eröffnen und Erfahrungen ermöglichen, das tägliche Leben in einem veränderten Licht zu sehen und vor einem neuen Horizont zu reflektieren.

Die Predigt mit einem Motiv aus der Kunst, in Beziehung gesetzt zu einem biblischen Text, ist dabei eine Möglichkeit. Dabei ist die Beziehung zwischen einem Bild und einem biblischen Text komplex. Beiden gleich ist die Notwendigkeit, jeweils den Kontext in welchem Bild oder Text entstanden sind, mit zu berücksichtigen. Durch den historischen Abstand der Entstehungssituation wird es für die Hörer*innen möglich, eigenes Erleben deutlicher wahrzunehmen und in Resonanz zu treten. Bringt die Prediger*in ihre persönliche Berührung und Sichtweise zum Bild mit ein, werden auch die Zuhörer in die Verkündigung zu Bild und Bibel persönlich hineingenommen. Wird ein Motiv aus der Kunst im sakralen Raum gezeigt, entfaltet sich seine Botschaft in veränderter Weise. Das Kunstwerk wird anders erlebt als z.B. im Museum. Die Atmosphäre des Kirchenraumes, seine Gestaltung, die Kerzen, der Altar, die Einbindung des Abendmahles, der gemeinsame Gesang und das Gebet ergänzen die Botschaft von Bild und Text.

Die Sammlung von kurzen Vorträgen entstand im Nachgang zum EKD-Themenjahr „Reformation: Bild und Bibel“ 2015. Der Band ist in drei Teile gegliedert: Theoretische Durchblicke, Praktische Einblicke und Rückblicke. Er gibt die Erfahrungen und Reflexionen von Kunst- und Kirchenhistorikern, Künstler*innen, Bildtheoretiker*innen und Theolog*innen weiter, welche die predigende Kraft von Bildern im beruflichen Kontext nutzen. Der Beitrag von Julia Helmke z.B. berichtet von einem Workshop mit der Künstlerin Sabina Kaluza: „Predigen im Angesicht der Kunst. Annäherung an den Moment, in dem die Kunst beginnt Predigt zu werden.“ Pfarrer*innen können in jedem Beitrag eigene Erfahrungen mit den Themen Kunst und Theologie neu entdecken.

Der kleine Sammelband ist eine theoretische Grundlage für die praktische Arbeit mit Bildern in der Gemeindearbeit. Er gibt Antworten auf die Frage: Was ist ein Bild? Welche Beziehung besteht zwischen einem Bild und einer religiösen Erfahrung? Was ist das Wesentliche daran?

Das Buch gibt keine Einführung in die Arbeit und Deutung von Kunstwerken wie z.B. Bildaufbau, Analyse Vordergrund-Hintergrund, Bedeutung der Farben und Symbole u.ä.. Weiterführende Informationen und eine ausführliche Literaturliste zum Thema Bild und Bibel finden Interessierte beim Verein für Bildtheologie e.V. Münster. (GS)

Manfred Gerland „Aufatmen“ – Die Spiritualität in der Natur entdecken

edition*chrismon in der Evangelischen Verlagsanstalt 2021, 167 S., 15 €

Dem Pfarrer und geistlichem Begleiter Manfred Gerland ist mit diesem Praxisbuch eine exemplarische Übersicht und zugleich Handreichung zu den Themen Achtsamkeit, geistlicher Weg und Freude an der Bewegung durch und in der Natur gelungen. Die Leser*innen des handlichen Taschenbuchs werden in jedem Kapitel in die achtsamen Sichtweisen zu Themen wie: „Sehnsucht“, „Heilsame Unterbrechung“, „Anderort“, „Die Welt ist Gottes so voll“ oder „Kraftorte“ hineingenommen. Fast scheint es, dass man beim Lesen schon einen „Anderort“ betritt, denn in der Natur finden wir andere Atmosphären vor. Ebenso können dort andere Verhaltensweisen gelebt werden. In Wald und Flur gelten andere Regeln als im Alltag. Die Situation unter freiem Himmel ermöglicht dem dort sich bewegenden Menschen, sich mit der Natur zu verbinden und den Alltag zu reflektieren.

Aktuelle Diskussionen und Literatur zum Thema Natur, Achtsamkeit oder Resonanz, wie z.B. aus der Soziologie von Hartmut Rosa, finden bei der Bearbeitung der Themen Berücksichtigung.

Ende eines Beitrags finden sich Übungen für die Praxis, die allein oder mit einer Gruppe ausgeführt werden können. Daher eignet sich das Buch, neben der persönlichen Lektüre, besonders für die Umsetzung der unterschiedlichen Themen mit einer Gruppe, die suchend und achtsam in der Natur oder in einem weitläufigen Park unterwegs ist. Erwachsene, Familien oder größere Kinder können bei Freizeiten, Ausflügen oder der Gestaltung eines Umwelttages ebenso davon profitieren, wie Menschen, die sich allein zur Regeneration auf einem spirituellen Weg befinden.

Im Kapitel „Lehrmeisterin Natur“ weist Manfred Gerland auf die Naturpädagogik hin, die heute schon im frühen Kindesalter beginnt. Begegnungen in und mit der Natur sind dabei für die Kinder eine wichtige Grundlage, um sich später einmal im Umweltschutz zu engagieren und den persönlichen Alltag umweltbewusst zu gestalten. Der Bezug zum christlichen Glauben kann stets hergestellt werden. Denn Jesus hat für seine Botschaft oft Beispiele aus der Natur gewählt und Menschen sind Gott unter freiem Himmel in unterschiedlichen Situationen begegnet.

Wohl dosiert und einfühlsam arbeitet der Autor diese Zusammenhänge in die Texte mit ein.

Für Pfarrer*innen geben die „Vier Pfade“ der Schöpfungsspiritualität des US-amerikanischen Theologen und Priesters Matthew Fox eine praktische Handreichung zu einem ökologisch-spirituellen Workshop mit einer Gemeindegruppe, der auch gut mit eher kirchenfernen Menschen umsetzbar ist und in einem alternativen Gottesdienstmodell mündet.

Die beruflichen Erfahrungen des Autors aus der Arbeit mit Exercitien und der geistlichen Begleitung machen das Buch zu einem kompetenten Begleiter für alle, die auf dem Weg zu einer sich verändernden Spiritualität sind. (GS)

Wichtige 3 - G – Regel
(ein Segensgebet)

Wisst Euch gehalten von Gott
in jeder Lage.
Bleibt, soweit es geht, gesund.
Habt allezeit ein getrostes Herz.

Konrad Creutz

VERBAND EVANGELISCHER
PFARRERINNEN UND PFARRER
IN DEUTSCHLAND E.V.

Studienhilfe des Verbandes

Die Studienhilfe des Verbandes evangelischer Pfarrerinnen und Pfarrer in Deutschland wird in Form eines zinslosen Darlehens und gegebenenfalls. zusätzlich als Geschwisterzuschuss gewährt, der nicht zurückgezahlt werden muss. Die Höhe der Studienhilfe richtet sich nach den von der Mitgliederversammlung festgelegten Sätzen. Über die Gewährung der Studienhilfe entscheidet die Studienhilfe-Kommission des Verbandes. Mit Inkrafttreten der neuen Studienhilfe-Richtlinien zum 1. Januar 2019 wurde die Unterscheidung in alte und neue Bundesländer aufgegeben.

Studienhilfe in Form eines Darlehens kann gewährt werden:

- wenn bei drei unversorgten Kindern gleichzeitig mindestens zwei Kinder studieren
- wenn bei vier oder mehr unversorgten Kindern eines studiert

Die Studienhilfe wird in der Regel bis zum Ende des Studiums – jedoch nicht länger als 6 Jahre – gewährt.

Zusätzlich zum Darlehen kann ein nicht rückzahlungspflichtiger Zuschuss gewährt werden:

- wenn gleichzeitig mindestens drei Kinder studieren ab dem dritten studierenden Kind
- wenn bei mindestens fünf unversorgten Kindern gleichzeitig zwei studieren ab dem zweiten studierenden Kind.

Es werden auch einige **kostenpflichtige**, nicht vergütete **schulische Ausbildungen** wie zum Beispiel

- Erzieher/ Erzieherin
- Logopädie
- Ergo-, Physiotherapie

durch die Studienhilfe gefördert. Bitte anfragen!

Verfahren

Voraussetzung für eine Bewerbung ist, dass für das studierende Kind Kindergeld gezahlt wird. Das Kind darf zum Zeitpunkt der Antragstellung nicht älter als 25 Jahre sein. Das Studium eines Kindes wird durch Immatrikulationsbescheinigungen nachgewiesen, die jedes Semester unaufgefordert vorzulegen sind.
Als „unversorgt“ gelten alle Kinder, für die Kindergeld gezahlt wird und deren eigener Verdienst nicht über dem jeweils gültigen steuerfreien Existenzminimum liegt. Bei volljährigen Kindern ist ein entsprechender Nachweis zu erbringen.

Die Einreichungsfrist für Neuanträge bei der Geschäftsstelle des Verbandes endet am 15. April (Sommersemester) beziehungsweise. am 15. Oktober (Wintersemester)! Bitte rechtzeitig beantragen! Die Bewerbungen sind an den Vorsitzenden/die Vorsitzende des Pfarrvereins zu richten, bei dem Mitgliedschaft besteht. Nähere Auskünfte und die notwendigen Antragsformulare erhalten Sie bei der Geschäftsstelle des Verbandes in Kassel. Email: studienhilfe@pfarrerverband.de

Eindrücke von der Klausurtagung

des neuen Vorstandes und der Mitgliederversammlung des Pfarrvereins und der Solidarkasse im November 2021 in Meißen

Aussprache zum Vorstandbericht im Plenum

Sup.i.R. Martin Henker, Geschäftsführer der Solidarkasse

Mitgliederversammlung der Solidarkasse

Uwe Büttener hält die Morgenandacht

Dank und Abschied vom alten Vorstand

Eckehardt Möller beim Vorstandsbericht

Machen sie niemanden
zu ihrer Priorität,
für den sie
nur eine Option sind.

Unbekannt

Glück ist, wenn das,
was du denkst,
sagst und tust,
miteinander
in Einklang steht.

Mahatma Ghandi

Der größte Feind
des Wissens
ist nicht Unwissenheit,
sondern die Illusion,
wissend zu sein.

Stephen Hawking

Das Geheimnis
der Veränderung
besteht darin,
die ganze Energie
nicht darauf
zu konzentrieren
Altes zu bekämpfen,
sondern Neues
aufzubauen.

Socrates

Herbstlich – österlich

Vom Wind herangeweht
auf das strömende Wasser des Baches
treibt ein gelbes Blatt dahin -
letztes Zeugnis einst hoffnungsvollen
Lebensgrüns
und nun noch einmal herbstlicher Buntheit.
Es treibt dahin.
Dahin? – Wohin?

Ein kleines Schiffchen so zieht es vorbei.
Ein Sonnenstrahl fängt es ein
im dunklen Tal
wie ein letzter Gruß
von dem, was leben ließ,
mitzunehmen und zu bewahren
diese wichtige, unvergessliche Erinnerung.
Nur einen Augenblick, dann
verliert es sich
u n s e r e n Blicken entzogen.
Dahin!
Wohin?

Das Licht aber begleitet weiter
das Dahingleitende.
Die Wellen glitzern,
nun aber gar nicht mehr so trüb.

An einer Stelle leuchtet etwas auf.
Wir sehen anders.
Diese eine Stelle!
Wohin? – Dahin!
Dem Lichtblick trauen,
aller Vergänglichkeit, Trauer und Lebenslast
zum Trotz!
Leben gewinnend.

Konrad Creutz

Pfarrertag 2022 in Leipzig

Zur Teilnahme am Pfarrertag in Leipzig erhalten die Mitglieder des Pfarrvereins auf Antrag einen Zuschuss von 75 Euro.

Termin zum Vormerken

Durch den Pfarrertag im September 2022 in Leipzig findet keine Jahrestagung des Sächsischen Pfarrvereins statt. Alle Pfarrer*innen sind herzlich nach Leipzig eingeladen. Die Anmeldung dafür erfolgt über den Verband.

Nicht vergessen:

DEUTSCHER PFARRERINNEN- & PFARRERTAG 2022 IN LEIPZIG

26.–28. September

Die Mitgliederversammlung des Sächsischen Pfarrvereins findet am
Mo, dem 7. November 2022, 14 Uhr
der Martin-Luther-Kirche in Dresden-Neustadt, Martin-Luther-Platz 5 statt.

Studie zur Berufszufriedenheit
Die Auswertung der Studie zur Berufszufriedenheit vom Oktober 2020 ist ab Ende März 2022 auf der Internetseite des Sächsischen Pfarrvereins zu finden: www.saechsischer-pfarrverein.de

Weisheit ist die Tochter der Erfahrung.
Leonardo da Vinci

Hinweis

Die Solidarkasse und der Pfarrverein freuen sich auch über Spenden!
Auf Anfrage werden Spendenquittungen ausgestellt.

Solidarkasse des Sächsischen Pfarrvereins e.V.
Bank für Kirche und Diakonie – KD-Bank
IBAN: DE40 3506 0190 1624 5900 11
BIC: GENODED1DKD

Sächsischer Pfarrverein e.V.
DE 45 3506 0190 1611 1200 16
BIC: GENODED1DKD

Bildnachweis:
Gabriele Schmidt: Umschlag, S. 4, 5, 6, 7, 8, 14, 15, 31, 36, 38, 41, 46, 49, 50, 53, 54, 58, 59, 62, 63, 64, 65, 70, 72, 74
Martin Henker: S. 12
Esther Jonas-Märtin: S. 16, 17
Institut für praktische Theologie: S. 32
Paul Grohmer: S. 44
VRK: S. 60

Anschrift:
Sächsischer Pfarrverein e.V.
Vorsitzender: Pfarrer Matthias Große
Kirchplatz 5
08371 Glauchau
Telefon: 03763/400518
Fax: 03763/400585
mail: matthias.grosse@evlks.de
www.saechsischer-pfarrverein.de

Schriftleitung:
Pfarrerin i.R. Gabriele Schmidt
Obere Burgstraße 6a
01796 Pirna
Telefon: 03501/4646670
mail: g.w.j.schmidt@t-online.de

Das Glück besteht darin,
in dem zu Maßlosigkeit
neigendem Leben
das rechte Maß zu finden.
Leonardo da Vinci

Kritisiere einen Freund heimlich
und lobe ihn öffentlich.
Leonardo da Vinci

Wer zur Quelle gehen kann,
gehe nicht zum Wassertopf.
Leonardo da Vinci

Bitte

Um einen guten Mitgliederservice gewährleisten zu können, bitten wir alle Mitglieder, Adressenänderungen sowie Änderungen des Dienstverhältnisses zeitnah weiterzugeben an:

Pfarrerin Steffi Stark
An der Katharinenkirche 2
09456 Annaberg-Buchholz
Tel.: 03733 - 66951
E-Mail: steffi.stark@evlks.de

LEISTUNGS KATALOG

Sächsischer Pfarrverein e.V.

- *Ausgabe des Pfarramtskalenders*
- *Monatlicher Bezug des Deutschen Pfarrerblattes*
- *Studienhilfe über den Verband Evangelischer Pfarrerinnen und Pfarrer in Deutschland e.V.*
- *Günstiger Urlaub im Feriendorf Lubmin an der Ostsee (über den Thüringischen Pfarrverein e.V.)*
- *Bezug der Informationsbroschüre des Vereins (SPV-Info)*
- *Beratung in Dienstrechtsfragen*
- *Kostenlose Teilnahme an der an der dreitägigen Jahrestagung mit Mitgliederversammlung*
- *Aktuelle Informationen über die Konventsvertrauensleute*
- *Zuschuss zur Teilnahme am Deutschen Pfarrertag*
- *Erstausstattungsbeihilfe für Dienstanfänger (1.000 €/ beim Schatzmeister zu beantragen bis spätestens zur Ständigwerdung)*
- *Gruß zum Ordinationsjubiläum (mit 200 €)*
- *Begrüßungsgeld zur Geburt eines Kindes (200 €/ beim Vorstand zu beantragen innerhalb des 1. Lebensjahres des Kindes)*
- *Grüße zu hohen Geburtstagen*
- *Nachlässe bei Versicherungen der Bruderhilfe*
- *Rechtsschutzversicherung für Arbeits-, Disziplinar- und Standesrecht*
- *Erweiterte Verkehrsrechtsschutzversicherung (auch für Familienangehörige)*
- *Darüber hinaus unterstützen wir Pfarrerinnen und Pfarrer und Mitarbeitende in osteuropäischen Kirchen durch die Arbeit unserer Solidarkasse.*

www.saechsischer-pfarrverein.de

„Die Welt wird nicht bedroht von den Menschen, die böse sind, sondern von denen, die das Böse zulassen.
Albert Einstein

Sächsischer Pfarrverein e.V.
Pfarrerin Steffi Stark
An der Katharinenkirche 2
09456 Annaberg-Buchholz

Hiermit erkläre ich meinen Beitritt
zum Sächsischen Pfarrverein e.V.

Anrede: .....
Name: .....
Vorname: .....
Geburtstag: ..... Ordinationstag: .....
Postleitzahl: ..... Ort: .....
Straße und Nr.: .....
Telefon: .....
E-Mail-Adresse: .....
Konvent: .....
Kirchenbez.: .....

Einzugsermächtigung
Hiermit ermächtige ich den Sächsischen Pfarrverein e.V.
die Abbuchung meines monatlichen Mifgliedsbeitrages
durch die ZGASt zu veranlassen.

Ort, Datum: .....
Unterschrift: .....

Einzugsermächtigung
Hiermit ermächtige ich den Sächsischen Pftarrverein e.V.
die Abbuchung meines monatlichen Beitrages
zur Solidarkasse durch die ZGASt zu veranlassen.

Ort, Datum: .....
Unterschrift: .....

Sächsischer Pfarrverein e.V.

Pfarrerin Steffi Stark
An der Katharinenkirche 2
09456 Annaberg-Buchholz

Wer den Frieden will,
der muss die Verständigung
mit seinem Gegner wollen!

Martin Niemöller

Wird vom Pfarrverein ausgefüllt:

Mitgliedsnummer: .....

Beitrag: .....

Solidar: .....

Inkasso: .....

Dt. Pfbl.: .....

B C D L Z

Konventnummer: .....

B C D L Z

Konventnummer: .....

B C D L Z

Konventnummer: .....

Ein wirklicher Schritt des Glaubens ist erst vollbracht, wenn das zweite Bein nachgegangen ist und ich den Übergang von Kontrolle zu Vertrauen schaffe.

Jan Dobutowitsch

NACHHALTIG
FAIR
BERATEN

Gemeinsam handeln.

Gutes bewirken.

Geld ethisch-nachhaltig zu investieren und soziale Projekte zu finanzieren ist das Kerngeschäft der Bank für Kirche und Diakonie. Seit über 90 Jahren. Privatpersonen, die unsere christlichen Werte teilen, sind herzlich willkommen.

KD-BANK
Bank für Kirche und Diakonie

Bank für Kirche und Diakonie eG – KD-Bank ■ Fair@KD-Bank.de ■ www.KD-Bank.de

GLAUBE & POLITIK & JUDENTUM

Herausgeber Sächsischer Pfarrverein e. V.
Redaktion Pfrn.i.R. Gabriele Schmidt
Gestaltung Gisa Hofmann, Dresden

INFO 25

Februar 2022

Sächsischer Pfarrverein e.V.